

# Archäologie in Lübeck 2020



Archäologie  
Lübeck

# Archäologie in Lübeck 2020



Das Einhorn – laut Legende kann es nur von einer Jungfrau eingefangen werden ...  
(Ofenkachelfragment, 16. Jahrhundert, gefunden auf dem Grundstück Kolk 14)

# Archäologie in Lübeck 2020

Herausgegeben für die Hansestadt Lübeck  
von  
Dirk Rieger und Manfred Schneider



Archäologie  
**Lübeck**



VERLAG MARIE LEIDORF GMBH · RAHDEN/WESTF.

2021

## **Archäologie in Lübeck 2020**

Mit Beiträgen von  
Manfred Schneider, Dirk Rieger, Ingrid Sudhoff,  
Doris Mührenberg, Sylvia Morgenstern,  
Heiko Kräling, Dirk Rummert,  
Arne Voigtmann und  
Marco Hauser



VERLAG MARIE LEIDORF GMBH · RAHDEN/WESTF.

2021

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Archäologie Lübeck 2020; hrsg. von Dirk Rieger und Manfred Schneider  
Rahden/Westf.: Leidorf, 2021

ISBN 978-3-86757-078-7

ISSN 2748-3436

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.  
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2021



Verlag Marie Leidorf GmbH

*Geschäftsführer:* Dr. Bert Wiegel

Stellerloh 65 · D-32369 Rahden/Westf.

Tel: +49(0)5771/9510-74 Fax: +49/(0)5771/9510-75

eMail: [info@vml.de](mailto:info@vml.de) Internet: <http://www.vml.de>

ISBN 978-3-86757-078-7

ISSN 2748-3436

Kein Teil des Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, CD-ROM, DVD, Internet oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages Marie Leidorf GmbH reproduziert werden oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Herausgegeben von Dirk Rieger und Manfred Schneider

für die Hansestadt Lübeck

Meesenring 8 · D-23566 Lübeck

eMail: [archaeologie@luebeck.de](mailto:archaeologie@luebeck.de)

Redaktion: Ingrid Sudhoff

Grafik und Layout: Ingrid Sudhoff und Dirk Simonsen



Archäologie  
**Lübeck**





FDST 5.03.70  
PINASSENWEG 26-28  
A1  
FLZ 1 DETAIL  
B 19  
18 02 20

Ausgrabungsbefund der Dampf-Kornbrennerei Lübeck-Buntekuh aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts. Es handelt sich hierbei wohl um eine Feuerungsanlage mit Verbindung zu einem Rauchkanal und Schornstein.

# Archäologie im Jahr 2020

<b>Editorial (Dirk Rieger/Manfred Schneider)</b> .....	9
<b>Einleitung (Manfred Schneider)</b> .....	11
<b>Jahresbericht zur Archäologie in der Lübecker Innenstadt (Dirk Rieger)</b> .....	15
- An der Untertrave – Blockbinnenhof: Ein Hinweis aus der Dänenzeit .....	17
- Königstraße 9-11 – Behnhauskeller .....	21
- Kolk – Figurentheatermuseum: momentan Lübecks ältestes Steinwerk .....	25
- Parade 2 – Gewerbeschule: Neues aus einer Domherrenkurie.....	33
- Glockengießereistraße 16 .....	41
- Mengstraße – Leitungsverlegung .....	45
- Entlang der nördlichen Wakenitzmauer: Von der Stadtbefestigung und dem Tivoli.....	51
- Ein Kammrad aus der Fischstraße 27: Technik, die begeistert .....	55
- Dom: An den Türmen hinab .....	59
<b>Jahresbericht zur Archäologie im Lübecker Landgebiet (Ingrid Sudhoff)</b> .....	61
- Gemarkung Genin/Fdst. 5.08.40: Neues aus dem Gewerbegebiet Genin-Süd .....	63
- Gemarkung Kronsforde/Fdst. 5.13.11: Endspurt in Kronsforde .....	67
- Gemarkung Schönböcken/Fdst. 5.25.03: Gut Roggenhorst .....	71
- Gemarkung St. Lorenz/Fdst. 5.03.70: Dampf-Ziegelei und Dampf-Kornbrennerei Buntekuh .....	81
<i>Kleine Meldungen</i> .....	99
- Gemarkung Dummersdorf/Fdst. 5.07.22: Neues von der Stülper Huk .....	99
- Gemarkung Travemünde/Fdst. 5.29.06: Maria am Strand .....	103
- Gemarkung Vorrade/Fdst. 5.32.14: Steinzeit gesucht – Flak gefunden .....	105
- Grenz-, Flur- und Scheidesteine aus verschiedenen Gemarkungen .....	109
<b>Restaurierung der Urne aus Kronsforde (Marco Hauser)</b> .....	113
<b>Drohnenanwendungen in der Archäologie (Dirk Rummert)</b> .....	119
<b>Bodendenkmale in Geographischen Informationssystemen (GIS) (Heiko Kräling)</b> .....	123
<b>„Wie ein Gruß aus alten Zeiten“ – Der Archäologisch-Naturkundliche Wanderweg im Waldhusener Forst (Doris Mührenberg)</b> .....	127
<b>Neugestaltung des Archäologisch-Naturkundlichen Wanderweges (Sylvia Morgenstern)</b> .....	137
<b>Ausstellungen (Doris Mührenberg)</b> .....	143
<b>Eine frühneuzeitliche Töpferei in der Dankwartsgrube 38 (Arne Voigtmann)</b> .....	147



*Großsteingrab am Rand des Waldhusener Forstes. Eine Station des Archäologisch-Naturkundlichen Wanderweges.*

# Archäologie im Jahr 2020

## Editorial

Liebe Leser:innen, die Lübecker Archäologie stand im Jahr 2020, wie nahezu alles auf der ganzen Welt, ebenfalls im Schatten der COVID-19 Pandemie. Doch obwohl stellenweise das gesellschaftliche Leben auf die ein oder andere Weise im Lockdown ausgebremst wurde, war dies in den Bereichen der Stadtsanierung, des Bauhandwerks und der vielen Projekte in den Ausführungsplanungen, die archäologische Ausgrabungen nötig werden ließen, nicht der Fall. Die Archäologie Lübeck ist durchgängig im Einsatz. Dies zeigt sich in diesem neuen Jahresbericht auch wieder in der Fülle an Maßnahmen, die sowohl in der Innenstadt als auch im Landgebiet durchgeführt wurden und die von der Steinzeit bis in die Neuzeit datieren.

In diesem Band erwartet Sie wieder eine umfangreich bebilderte Auswahl an interessanten, spannenden und informativen Berichten zu den Projekten der Lübecker Archäologie, dazu Neues aus der Restaurierungswerkstatt, Informationen über den überarbeiteten Archäologisch-Naturkundlichen Wanderweg in Waldhusen, Informatives zu den Möglichkeiten der Darstellung von archäologischen Kulturdenkmalen im Geoinformationssystem (GIS) und einen Einblick in die Nutzung von Drohnen bei der Grabungstechnik.

Eine weitere Neuerung soll an dieser Stelle auch bekannt gegeben werden. Wir freuen uns sehr, dass ab diesem Band die Leserschaft um die Mitglieder der Archäologischen Gesellschaft Lübeck und die des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde erweitert werden. Unser besonderer Dank gilt daher den Vorständen und in persona den beiden Vorsitzenden Alfred Falk und Jan Lokers, die sich für die Kooperation mit der Lübecker Archäologie stark gemacht haben und die die Bezuschussung dieses Druckwerkes

ermöglichen, so dass es in höherer Auflage erscheinen kann. Die sehr gute und langjährige Zusammenarbeit zwischen der Lübecker Archäologie und beiden Vereinen findet folglich in diesem und den folgenden Jahresberichten eine wichtige und zukunftsfähige Fusion. Dem Wunsch der Leserschaft und dem Zeitgeist gemäß wird darüber hinaus diese Publikation auch im Folgejahr auf der Website der Lübecker Archäologie online gestellt werden und steht somit allen Interessierten weltweit zur Verfügung.

Wir wünschen Ihnen nun viel Vergnügen beim Lesen der neuen Lektüre, die Sie in die Archäologie und Geschichte zwischen Altertum und Neuzeit in und um Lübeck herum mitnimmt.

Dr. Dirk Rieger  
Dr. Manfred Schneider



Tief unter der heutigen Oberfläche: Mittelalterliche Wasserleitung in der Mengstraße.

# Archäologie im Jahr 2020

## Einleitung

Manfred Schneider

Das Jahr 2020 wird im Langzeitgedächtnis der Menschen einen festen Platz erhalten. Es ist das Jahr des ersten Auftretens der weltumspannenden Corona Pandemie mit vielfältigsten Eingriffen und Veränderungen des individuellen und öffentlichen Lebens. Natürlich hatte dies auch Auswirkungen auf die Arbeit und vor allem die öffentliche Wahrnehmung der Lübecker Archäologie. Positiv zu vermelden ist, dass bislang niemand der Kolleg:innen in der Abteilung und den Außenteams von der Krankheit betroffen war und die dienstliche Arbeit unter Beachtung der jeweiligen Vorgaben unvermindert weiter geführt werden konnte.

Ausgrabungen und Baustellenbeobachtungen, Dokumentationen und Arbeit an den Sammlungen fanden durchgehend weiterhin statt. Schwieriger wurde allerdings bis zum vollständigen Wegbrechen die öffentliche Präsenz der Arbeiten durch Führungen, Vorträge und Veranstaltungen, was in der nachfolgenden Zusammenstellung deutlich abzulesen ist.

Die Teilnahme der Lübecker Archäologie auf Fachtagungen, der so notwendige kollegiale Austausch, beschränkte sich auf Telefon- und Videokonferenzen, auch im Behördenalltag nahm diese Form von Abstimmungen und Beratungen immer größeren Raum ein. Da das allgemeine Baugeschehen in diesem Jahr nicht stagnierte, sondern eher zunahm, waren archäologische Maßnahmen ungemindert erforderlich und wurden entsprechend durchgeführt, worüber in diesem Band berichtet wird.

## Personalia

Zu Beginn des Jahres 2020 ist der Stellenplan der Abteilung wieder vollständig besetzt, bis auf eine Stelle auch in unbefristeten Vollzeitstellen. Herr Dr. Rieger bearbeitet die historische Altstadtinsel, das Grabungsschutzgebiet „Innere Stadt“ mit dem UNESCO Welterbegebiet, Frau Dr. Sudhoff ist für das Landgebiet außerhalb der Altstadt zuständig. Frau Mührenberg M.A. ist für die Betreuung der Sammlung sowie die eingehenden Funde und die Öffentlichkeitsarbeit verantwortlich.

Zum 01.09.2020 konnte eine neue Vollzeit-Planstelle mit Herrn Heiko Kräling M.A. besetzt werden. Herr Kräling ist für die Abteilungen des Bereichs als IT-Fachkraft zuständig und für die digitale Zukunft der Lübecker Archäologie und Denkmalpflege verantwortlich. Als Archäologe war er zuvor für die digitale Dokumentation im Gründungsviertelprojekt und danach auf verschiedenen Grabungsprojekten eingesetzt und ist im Bereich daher gut eingearbeitet.

Die beiden Stellen für Teilnehmer:innen im Freiwilligen Sozialen Jahr in der Lübecker Jugendbauhütte wurden ab September 2020 mit Lars Böckmann und Luka Isenberg für ein Jahr in der Lübecker Archäologie besetzt.

## Veranstaltungen, Vorträge, Publikationen

Aufgrund der oben genannten allgemeinen äußeren Umstände reduzierten sich 2020 die öffentlichen Veranstaltungen der Lübecker Archäologie radikal und beschränken sich im Wesentlichen auf Zeiten außerhalb der Lockdown-Verordnungen:

21.01.2020

Beim Neujahrsempfang des Architekturforums Lübeck hielt Herr Dr. Dirk Rieger den Vortrag „Von alten Häusern und Pestbazillen – archäologische Kulturdenkmale als Fundament für Lübecks Zukunft.“

28.01.2020

Den Dienstagsvortrag der Gemeinnützigen gemeinsam mit der Archäologischen Gesellschaft gestaltete Doris Mührenberg M.A. mit dem Thema „Vom Trümmergrundstück zur Großgrabung – 70 Jahre Stadtkernarchäologie in Lübeck“.

06.02.2020

An der Universität Tübingen hielt Herr Dr. Dirk Rieger den Vortrag „Das Lübecker Gründungs-viertel – Archäologie der Kaufleute“.

06.03.2020

In Kronsforde hielt Frau Dr. Ingrid Sudhoff einen Vortrag unter dem Titel „Vom Steinbeil zum Grenzstein – Die Entwicklung der Kulturlandschaft rund um Kronsforde“.

08.03.-10.03.2020

An der AG Historische Städte in Stralsund nahm Herr Dr. Manfred Schneider teil.

13.09.2020

Im Rahmen der Eröffnung der Ausstellung „a BRIEF history“ gab Frau Lisa Renn M.A. eine Einführung in die archäologischen Aspekte des Themas. Zu sehen waren hier auch Objekte aus der Sammlung des Bereichs wie etwa ein Griffel aus Knochen und ein Tintenfass aus Nashorn- bzw. Rhinoceros-Horn (siehe auch Beitrag Doris Mührenberg, Ausstellungen unter Aktuelles in diesem Jahresbericht).

23.09.2020

Im Rahmen der Tagung der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit e.V. während des Deutschen Archäologen Kongresses in Kiel, der digital stattfand, war die Lübecker Archäologie mit dem online über-

tragenen Vortrag von Frau Dr. Ingrid Sudhoff mit dem Thema „Das dörfliche Umfeld einer mittelalterlichen Großstadt. Archäologie im Lübecker Landgebiet“ vertreten.

Im Coronajahr 2020 erschien mit Unterstützung der Archäologischen Gesellschaft der Hansestadt Lübeck die neue Publikation „**Archäologie in Lübeck. Schätze aus dem Magazin**“. In großer Bildervielfalt werden hier spektakuläre Funde der Lübecker Archäologie vorgestellt, um weiterhin darauf aufmerksam zu machen, welches Potential für eine künftige Dauerpräsentation in der archäologischen Sammlung steckt, die weiterhin unzugänglich im Magazin schlummert.



Die Archäologie hat nicht nur mit der in den Jahren 2009 bis 2014 durchgeführten Grabung im Gründungsviertel ihre Bedeutung für die Hansestadt und deren Geschichtserforschung unter Beweis gestellt. In den letzten 70 Jahren hat sich die Stadtkernarchäologie in Lübeck stetig entwickelt, von dem Trümmergrundstück, auf dem die ersten archäologischen Beobachtungen stattfanden, bis hin zu der oben erwähnten Großgrabung. Damit zählt Lübeck zu den archäologisch am besten untersuchten Zentren in Nordeuropa. Auch die Eintragung der Lübecker Altstadt in die Welterbeliste der UNESCO im Jahre 1987 erfolgte ausdrücklich auch wegen der archäologischen Forschungen und des Erbes im Untergrund.

Alleinstellungsmerkmal der Lübecker Archäologie sind die hervorragenden Erhaltungsbedingungen im Lübecker Untergrund, sowohl in den Kloaken wie auch in den feuchten Schichten, für organische Materialien wie Holz, Textil oder Leder. Durch die Ergebnisse der archäologischen Forschungen wurden nicht nur wichtige Erkenntnisse hinsichtlich der Geschichte unserer 1143 gegründeten Stadt und ihrer Entwicklung gewonnen, sondern schon von Anfang an kam eine große Menge von Funden zutage, die den Alltag des mittelalterlichen Lübeckers, des hanseatischen Kaufmannes, greifbar machen. Diese Funde ermöglichen es, Fragen nach dem Wohnen, dem Arbeitsleben, nach Kleidung und Spielzeug weitgehend beantworten zu können.

Aber diese Funde werden systematisch im großen Magazin des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege in Kartons und Kisten verwahrt – und damit sind sie der Öffentlichkeit entzogen! Um eine erste Abhilfe zu schaffen – bis vielleicht ein Archäologisches Museum in der Hansestadt entstanden ist – wurde von den Archäolog:innen ein Bildband konzipiert, der – in kleiner Auswahl – schöne, aussagekräftige und wichtige Funde vorstellt, von den Abfällen des Knochenschnitzers bis zur Korallenperlenkette. Schmuckstücke wie Goldringe, hölzernes Tischgerät oder aber wertvolles goldmailliertes Glas sind abgebildet, und zu den anrührendsten Hinterlassenschaften gehört das Spielzeug, wie etwa ein geschnitztes kleines Püppchen mit krummen Beinen und prächtiger hölzerner Haartolle oder ein Ritter aus Keramik, der leider seinen Kopf verloren hat. Es wird aber auch deutlich, dass Lübeck mit seinem Landgebiet nicht nur Funde aus dem Mittelalter und der Frühen Neuzeit in seiner Sammlung verwahrt, sondern es sind auch Funde aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit zu sehen, ebenso wie Funde von der slawischen Besiedlung.

Die Bandbreite der Themen reicht von Handel und Handwerk über Religiosität, Freizeit, Mobilität, Krankheit und Tod bis hin zu Konflikten. Unterschriften und kleine Texte geben Hintergrundwissen preis. Es sind nur wenige „Schätze aus dem Magazin“ die in dieser Publikation zu sehen sind, und sie machen Appetit auf die weiteren Millionen, die sich im Magazin verstecken. Zu beziehen ist das Buch über den VML Verlag Marie Leidorf Rahden/Westfalen.





● Grabungsprojekte

▲ Baubegl. Untersuchungen

— Lineare Projekte



# Archäologie im Jahr 2020

## Jahresbericht zur Archäologie in der Lübecker Innenstadt

Dirk Rieger

Im Kalenderjahr 2020 waren im Innenstadtbereich alle durch Neubau- oder Sanierungsarbeiten sowie Leitungsverlegungen bedingten Bodeneingriffe archäologisch zu bewerten und zu begleiten. Neben linearen Projekten in Straßenräumen und Baustellenbeobachtungen waren es die regulären Ausgrabungen, die auch in 2020 in einer großen Anzahl durchgeführt wurden.<sup>1</sup> Die Lagen der archäologischen Arbeiten sind in Abb. 1 auf dem Stadtplan dargestellt. Die umfangreichen Grabungen bezogen sich im Berichtszeitraum vor allem auf den Kolk, die Parade 2, die Glockengießerstraße 16, Wakenitzmauer 1 sowie die Mengstraße.

Daneben gab es kleinere Ausgrabungen, die zumeist im Zuge von Sanierungen anfielen und von den Grabungstechnikern M. Grabowski und D. Rummert durchgeführt wurden, zum Teil unterstützt durch FSJ'ler der Lübecker Jugendbauhütte.<sup>2</sup> Diese kleineren Grabungen bzw. Recherchen zu Grundstücken fanden in den Straßen und Höfen statt, so z. B. im Behnhaus, an der Wakenitzmauer oder An der Untertrave.

Alles in allem war das Jahr 2020 neben der Pandemie geprägt durch eine Vielzahl an kleinen

Baubegleitungen, die mit Vor- und Nachbereitung ebenfalls sehr zeitaufwendig sind. So kann der Stand der archäologischen Grabungen nach dem Jahr 2020 auf dem Gebiet der Innenstadt der Hansestadt Lübeck seit 1974 auf insgesamt 278 Grabungen erweitert werden – das sind 33 mehr als im Vorjahr. Zusätzlich gibt es 452 Fundstellen in der Altstadt, hinzukommen die Baustellenbegleitungen, bei denen nur wenige bis keine historischen Informationen zu dokumentieren waren. Aber auch diese kleinsten Eingriffe ergeben in der Summe ein Ganzes und dienen der Erforschung vor allem noch relativ unbekannter Areale im Stadtgebiet.

In der Retrospektive des ersten COVID-19 Pandemiejahres 2020 muss erwähnt werden, dass die archäologische Tätigkeit in der Innenstadt zu der der vorangehenden Jahre nicht unterbrochen wurde oder gar abbrach. Zu keiner Zeit standen die Baustellen „still“ – im Gegenteil, es waren durchschnittlich weitaus mehr, wenn auch kleinere Projekte zu betreuen als jemals zuvor. Allein das nebenstehende Kartenbild verdeutlicht eindrucksvoll die Aktivitäten der Abteilung Archäologie im Bereich der Altstadt. Aus diesem Grund möchte ich an dieser Stelle ganz besonders hervorheben, wie außerordentlich die Leistung des gesamten Teams der Abteilung Archäologie und der auf den Grabungen beschäftigten Mitarbeiter:innen ist. Ihre Leistung kann auch durch die widrigen Umstände der Pandemie nicht hoch genug gewürdigt werden, daher mein ganz besonderer Dank an alle!

<sup>1</sup> In diesem Bericht finden sich eine Auswahl an Grabungen und Beobachtungen von Januar bis Ende Dezember 2020. Für die Grabungen vor diesem Zeitraum siehe: D. Rieger, Archäologische Untersuchungen im Innenstadtbereich der Hansestadt Lübeck 2019, Archäologie Lübeck 2019, Lübeck 2020. An dieser Stelle sei allen Kolleg:innen besonders für die hervorragende Arbeit, Dokumentation der Befunde und Funde (trotz der widrigen Umstände durch die Corona-Pandemie), die wissenschaftlichen Diskussionen sowie die Zurverfügungstellung von Informationen und Grabungsberichten für diese Publikation gedankt.

<sup>2</sup> Es waren 2020 L. Böckmann und L. Isenberg von der Lübecker Jugendbauhütte.



Abb. 2 Blick auf die Häuser An der Untertrave vor der Kriegszerstörung. Etwa mittig im Bild der Block An der Untertrave 100-103.

## An der Untertrave – Blockbinnenhof: Ein Hinweis aus der Dänenzeit

In sehr prominenter Lage zwischen heutiger Trave im Westen und der Großbaustelle des Gründungs Viertels im Osten liegt der abgesenkte Bereich des Blockbinnenhofes zwischen Fischstraße und Alfstraße. Hier fanden im Zweiten Weltkrieg erhebliche Zerstörungen statt, aus denen die noch heute stehenden, sich jedoch nicht mehr an der ursprünglichen Bebauung wie Parzellengliederung orientierenden Neubauten resultieren. Aufgrund von Drainageverlegungen von Juni bis September 2020 wurden Bodeneingriffe in die zurzeit als Parkfläche genutzte Innenhofstruktur notwendig, die vor allem auf dem ehemaligen Grundstück An der Untertrave 103 (heute Nr. 102a) stattfanden.<sup>3</sup>

Von dem ursprünglichen spätmittelalterlichen Gebäude waren noch Reste des Mauerwerks erhalten, die in den nicht tiefreichenden Schnitten angetroffen und dokumentiert wurden (Abb. 2). Aus den überlieferten schriftlichen Quellen geht hervor, dass seit dem ersten Drittel des 14. Jahrhunderts hier die ehemaligen Grundstücke An der Untertrave 102 und 103 zusammengehörten, auch wenn sie in unterschiedlichen Anteilen verkauft oder vermietet wurden. Jedoch wurde durch die kleinteiligen Schnitte auch eine ältere Phase an Bebauung nachgewiesen, deren Mauern entweder in die Gebäude des 14. Jahrhunderts übernommen oder zumindest ihre Fundamentierungen beibehalten wurden.

Der freigelegte Teil der Ost-West-verlaufenden Brandmauer zwischen An der Untertrave 102 und 103 besteht aus einer 2,5 Stein breiten Backsteinmauer aus in weichem sandigem Kalkmörtel und in gotischem Verband verlegten Klosterformatsteinen von Höhen zwischen 9,5 und 10 cm. Diese sind nach den jüngsten Auswertungen der Gründungs Viertelgrabung ein klassisches Indiz für das erste Viertel des 13. Jahrhunderts und datieren in die Zeit der Stadtherrschaft unter König Waldemar II. von Dänemark. In dieser Zeit wurde die Stadt in großem Stil ausgebaut. Hierunter fallen auch in der direkten Nachbarschaft das heute noch stehende Haus Alfstraße 38 sowie die in der Großgrabung

nachgewiesenen Saalgeschosshäuser in der Alfstraße 31 und Fischstraße 11 sowie das Steinwerk Alfstraße 25/27.<sup>4</sup>

Zu diesem ältesten nachgewiesenen Gebäude könnte möglicherweise auch eine Nord-Süd-verlaufende Mauer gehören, die wenige Meter entfernt in Richtung Fischstraße angeschnitten wurde (Abb. 3). Sie ist gute 80 cm breit und aus demselben Backsteinmaterial errichtet. Die Maße der Backsteine liegen zwischen 9,5-10 x 13-14 x 28 cm. Auffällig war hier jedoch die verwendete Mauertechnik, die auf einem etwas tiefer gelegenen Niveau angeschnitten wurde. So weist die Mauer einen ebenfalls im Gründungs Viertel dokumentierten typischen Mauerwerksbau der „Waldemarzeit“ auf. Die zur Fundamentierung genutzten Findlinge ziehen sich mit der Höhenentwicklung der Mauer immer weiter zurück, so dass im Querschnitt der Mauerwerkskern mit jeder Lage größer wird, bis nur noch das durchgängige Mauerwerk die Wand ausbildete. Da die Innenseite sauber gemauert war, kann die Mauer als Rückgiebel eines nach Westen reichenden Gebäudes angesprochen werden. Ob es sich zusammen mit der o. g. Brandmauer um Reste eines Steinwerks oder um die eines Saalgeschosshauses handelt, ist indes nicht genau zu bestimmen. Aufgrund der Schriftquellen und der umliegenden Vergleichsfunde wäre beides möglich. Sicher ist jedoch, dass das Gebäude im ersten Viertel des 13. Jahrhunderts zusammen mit den erwähnten zum repräsentativen und wirtschaftlichen Ausbau der Stadt errichtet wurde.

In dieser wichtigen Epoche der Lübecker Stadtgeschichte wurden die politischen und wirtschaftlichen Ambitionen Waldemars II. durch eine Vielzahl an Privilegien und den Ausbau bestehender Handelskontakte und -kontrakte auf ein neues Level gehoben. Der Ausbau der gesamten Stadt sowie deren Vergrößerung hielten Einzug und sind durch viele archäologische Befundlagen ebenfalls belegt. Neben den Vergrößerungen und vor allem „Versteinerungen“ der

<sup>3</sup> Die Maßnahme An der Untertrave – Blockbinnenhof HL 259 wurde von M. Grabowski betreut.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu vor allem die Publikation zur Ausgrabung im Gründungs Viertel: M. Schneider (Hrsg.), die Ausgrabungen im Lübecker Gründungs Viertel I – Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019. Hier besonders der Aufsatz zur Backsteinbebauung von U. Radis.



Abb. 3 Spätmittelalterlicher Rückgiebelrest des ehemaligen Hauses An der Untertrave 103. Im Vordergrund ein Mauerrest aus der Zeit des frühen 13. Jahrhunderts.

Gebäude, deren repräsentativer Ausgestaltung und Erscheinung, waren es auch die Expansion der Hafenanlagen sowie der Bau der steinernen Stadtmauer und die Erweiterung des Burgtores,

die die Position Lübecks nach außen verstärkte. Nach innen ist diese Zeit durch eine Verdichtung der Befunde auf den Grundstücken charakterisiert. Spätestens jetzt werden immer häufiger



Abb. 4 Mauerreste des frühen 13. Jahrhunderts, möglicherweise von einem Steinwerk, zusammen mit den Resten des Nachbargrundstücks.

die klassischen Abfolgen aus Vorderhaus, Seitenflügel und Quergebäude – teilweise auch schon in Backstein ausgeführt – archäologisch bestätigt.

In dieser für die Archäologie Lübecks sehr spannenden Zeit, die jedoch kaum mit erhaltenen profanen Schriftquellen zusätzlich gestützt werden kann, nehmen die ausgegrabenen Befundlagen eine ganz besondere Stellung ein. So sind es auch diese kleinen Eingriffe, die – obwohl nur wenige Mauerzüge freigelegt und dokumentiert

wurden – eine große historische Aussagekraft beinhalten. Vor allem auch in der Masse der Untersuchungen setzen sich erst nach einigen Jahren die verschiedenen Puzzlestücke zusammen und ergeben ein umfangreiches Bild. In den letzten fünfzehn Jahren haben sich dadurch die „Spuren der Dänenzeit“ in Lübeck vervielfacht und zeigen besonders deutlich auf, wie weit sich die Stadt von den Anfängen der Zeit Adolfs II. von Schauenburg bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts gewandelt hat.

## Waldemar II. und Lübeck

Im Jahre 1201 eroberte der dänische Herrscher Knut VI. Nordelbien und somit auch die Stadt Lübeck. Als er zwei Jahre später starb, folgte ihm sein Bruder Waldemar auf dem Thron. Waldemar II. besuchte Lübeck im Jahre 1203 und wurde begeistert empfangen, denn der Handel expandierte aufgrund der den Lübecker Kaufleuten verliehenen Privilegien, die Stadt entwickelte sich zur Boom-Town, unter Waldemar wurde die Siedlungsfläche durch Landgewinnungsmaßnahmen um 50 Prozent vergrößert, ab 1217 wurde die Halbinsel durch eine Stadtmauer befestigt. Erst als Waldemar ab 1219 Estland eroberte und den Lübecker Hafen sperren ließ, weil sich hier die Kreuzfahrer einschifften, um ins Baltikum zu kommen, und damit seine Kreise störten, endete das gute Verhältnis. 1223 wurde Waldemar vom Grafen von Schwerin gefangen genommen, und zeitweise saß er im Turm zu Dannenberg ein. Die Lübecker schleiften währenddessen die Burg und zogen über die Alpen, um sich von Kaiser Friedrich II. das Reichsfreiheitsprivileg ausstellen zu lassen. Als Waldemar gegen Zahlung eines Lösegeldes die Freiheit wieder erhielt und danach Rendsburg und Dithmarschen eroberte, kam es am 22. Juli 1227 zur Schlacht von Bornhöved, bei der die Lübecker und ihre Verbündeten das dänische Heer besiegten. Nun war die dänische Vorherrschaft in Nordelbien beendet, und Lübeck konnte in der entstehenden Hanse eine führende Rolle einnehmen.

Doris Mührenberg

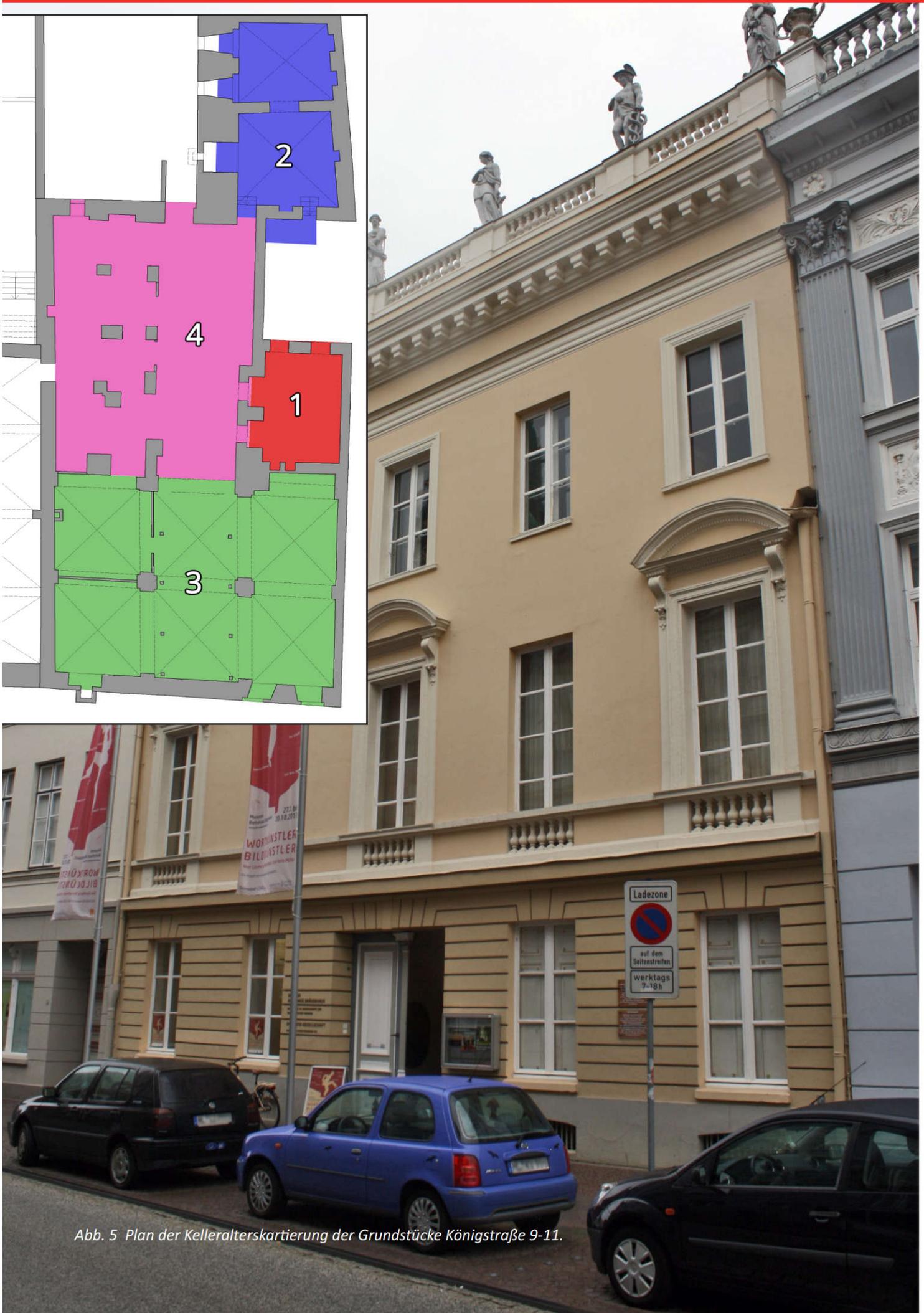


Abb. 5 Plan der Kelleralterskartierung der Grundstücke Königstraße 9-11.

## Königstraße 9-11 – Behnhauskeller

Erste Voruntersuchungen im Behnhauskeller wurden im Oktober 2020 notwendig, um die für das kommende Jahr geplanten archäologischen Maßnahmen im Vorfeld der großangelegten Museums- und Kellersanierung abschätzen zu können.<sup>5</sup> Hierbei wurden vor allem kleine, nur etwa 1 x 1 m große Sondagen in Königstraße 11 angelegt, um die statisch notwendigen Informationen bzgl. der Mauergründungen zu erlangen. Diese verteilten sich auf verschiedene Stellen innerhalb des wissenschaftlich hochspannenden Systems aus vor allem mittelalterlichen Kelleranlagen (Abb. 5).<sup>6</sup>

Zuerst wurde eine Unterfangung an einer Stelle der Brandmauer zu Königstraße 9 notwendig, bei deren Ausführung sowohl die Fundamentierung der Mauern des späten 13. Jahrhunderts als auch daran anbindende Schichten vergangener Nutzungshorizonte dokumentiert wurden (Abb. 6). Das mittelalterliche Mauerwerk besteht aus klosterförmigen Backsteinen mit den Abmessungen von



Abb. 6 Unterfangene Kellermauer zwischen Königstraße 9 und 11 aus dem späten 13. Jahrhundert.

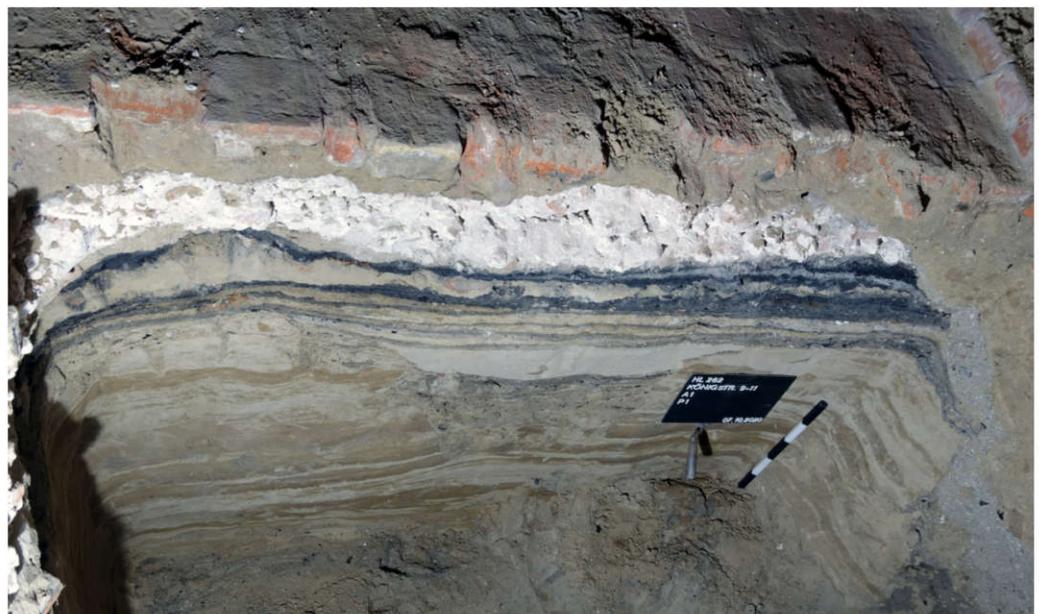


Abb. 7 Ältere unbekannte Grube sowie mehrere Laufhorizonte aus dem Balkenkeller.

8,9-9,5 x 12,5-13,0 x 26,9-20 cm. Der überwiegende Teil der Backsteine ist sehr homogen und liegt bei Höhen von 9 cm. Die Lagen sind sauber und regelhaft in gotischem Verband gesetzt und wurden von der Seite Königstraße 9 her gemauert. Daher liegt die kleine Baugrube auch auf der Seite des Nachbargrundstücks 11 und wurde in diesem Schnitt dokumentiert.

<sup>5</sup> Die Maßnahme Königstraße 9-11 HL 262 wurde von M. Grabowski und D. Rummert durchgeführt.

<sup>6</sup> Die Keller werden zurzeit bauhistorisch von M. Christensen untersucht. Ich danke ihr an dieser Stelle für die Zurverfügungstellung ihrer Planunterlagen.

Interessanterweise fanden sich keine Hinweise für eine regelhafte Fundamentierung aus Findlingen. Lediglich eine abschließende, aber bündig mit der Mauer liegende Binderlage bildete diese aus, direkt im gewachsenen Sand.

Die an das Mauerwerk heranziehenden Schichten bestehen vor allem aus holzkohle- und aschehaltigem Lehm mit abwechselnden dünnen sandigen Planierschichten (Abb. 7). Sie stellen ehemalige Nutzungshorizonte dar, die an das bestehende Mauerwerk heranzogen, stratigraphisch folglich jünger sind. Sie datieren frühestens in das Ende des 13. Jahrhunderts und somit möglicherweise in die Zeit des Balkenkellers (vgl. Abb. 5 Nr. 4).

Eine weitere Sondage wurde an einem der zum Balkenkeller gehörenden Pfeiler ausgeführt (Abb. 8). Die mit gerundeten Viertelstäben an den Ecken gemauerten Pfeiler gründeten entweder stumpf auf einem Mörtel- und Natursteinbett oder auf Findlingen. Ob es sich bei den erhaltenen Pfeilern allerdings um die ursprünglich zum Bau gehörenden Elemente handelt, muss weiterhin offen bleiben, da weder Reste von Fußböden an diese heranzogen noch die Steinmaße mit Höhen zwischen 7,0 und 8,0 cm in die entsprechende Zeit passen – zumal es sich stellenweise um eindeutig zweitverwendete Steine handelt. Ein schwärzlicher Horizont unterhalb des Pfeilers könnte hingegen noch zum Bau des späten 13. Jahrhunderts passen – hier wäre denn auch eine Unterzugkonstruktion aus Holz anzunehmen, die in jüngerer Zeit durch die Pfeiler ersetzt wurde.

Dieser Balkenkeller war an ein älteres, aus dem beginnenden 13. Jahrhundert stammendes Steinwerk angebaut, in welchem ebenfalls eine kleine Sondagegrabung durchgeführt wurde (vgl. Abb. 5



Abb. 8 Pfeiler mit Viertelstab-Formsteinen im hinteren Balkenkeller.

Nr. 1). In der Südwestecke des turmartigen massiven Gebäudes sind Reste der Findlingsfundamentierung sowie einer flachen Rollschicht aus großformatigen Backsteinen freigelegt worden (Abb. 9). Die verwendeten Backsteine sind regelhaft mit Höhen zwischen 9,5 und 10 cm sowie Breiten zwischen 13 und 13,5 cm nachzuweisen. Einige von ihnen besitzen ebenfalls eine charakteristische Riefelung, welche eine Datierung in die Dänenzeit stützt.

Im rückwärtig an das Gebäudeensemble im 13. Jahrhundert angebauten, seitenflügelartigen Baukörper (vgl. Abb. 5 Nr. 2), der ebenfalls ein Steinwerk darstellt, wurde bei Schachtungen ein älterer, in Fischgrätmuster verlegter Backsteinfußboden dokumentiert (Abb. 10). Dieser Fußboden ist aber mutmaßlich nicht der älteste, der sich im Steinwerk erhalten hat, sondern ein Ausbau des späten Mittelalters (Backsteinhöhen zwischen 8,5 und 9 cm). Anschließend wurde er in einer jüngeren Phase mit den Resten eines Estrichs übergossen, bevor eine moderne Aufhöhung der Räume im Rahmen einer Niveauangleichung stattfand.



Abb. 9 Südwestecke des Steinwerks des frühen 13. Jahrhunderts mit Fundamentierung und Rollschicht.



Abb. 10 In Fischgrätmuster verlegter Backsteinfußboden im jüngeren Steinwerk.



HL 244 KOLK 14 - 22  
KOLK 14  
A 2 SCH 11  
FLZ 4

23.06.2020

Abb. 11 Innerhalb des Steinwerks des 12. Jahrhunderts angeschnittener Backsteinschacht.

## Kolk – Figurentheatermuseum: momentan Lübecks ältestes Steinwerk

Auch in 2020 gingen die archäologischen Arbeiten am Kolk weiter, jetzt in ganzem Umfang im Rahmen des Projektes „Räume für Theaterfiguren im Kolk“ auf den Grundstücken des ehemaligen TheaterFigurenMuseums Kolk 14-20/22. Die Ausgrabungen, die aufgrund der vorherrschenden schwierigen statischen Bedingungen lediglich in schmalen kleinräumigen Schnitten durchgeführt werden, können dennoch neue und sehr spannende Aspekte zur Stadtgeschichte Lübecks im Bereich unterhalb der St. Petrikirche erbringen.<sup>7</sup>



Abb. 12 Obere Schicht des massiven, mehrere Meter starken Findlingsfundamentes eines Steinwerks. Nach Westen Laibung eines ehemaligen zur Trave führenden Tores, dazu im Profil als dunkle Bänder die Lehmfußböden, spätes 12. Jahrhundert.

Erste Ergebnisse:

### Kolk 14 – ein Steinwerk an der Trave

Durch Bohrungen sowie Grabungsaufschlüsse ist mittlerweile nachgewiesen, dass der Verlauf der Trave ursprünglich sehr viel näher am heutigen Kolk gelegen hat als bislang angenommen. Der Kolk und folglich auch der St. Petrihügel erhoben sich steil aus dem ehemals viel breiteren Flussbett. Das natürliche Gelände fiel hier auf kurzer Strecke vom Hügel nach Westen um mehrere Meter bis weit unter Normalnull und wurde im Laufe des Mittelalters nach und nach durch Aufschüttungen befestigt. Es ist mit Siedlungsabfall aus der Stadt aufgeschüttet und somit trockengelegt worden. Konstruktionen aus Holz oder Stein sind erstaunlicherweise ebenso wenig archäologisch nachgewiesen wie an der Fischergrube, wo im Jahr 2019 große Ausgrabungen stattfanden.<sup>8</sup> Die Erhöhungen bestehen aus alternierenden humosen und sandigen Schichten, durchmischt

mit Bauschutt. An diesem breiten, steilen Hang stand im Kolk auch das bislang älteste, an dieser Stelle nachgewiesene, große Gebäude, dessen massive Reste noch immer im und unterhalb des Kellers des ehemaligen TheaterFigurenMuseums bestehen und auch verbleiben. Gegründet wurde das Gebäude auf einer flächigen und mehrere Meter tiefen Findlingslage, die sowohl den Druck des nahen Hanges ausgleichen, wie auch den des Gebäudes selbst tragen sollte (Abb. 12). Die Findlingsfundamente wurden dabei meist nur oberflächlich freigelegt, die Lagen aber mehrfach erbohrt. Ursprünglich war das, was heute der Keller ist, das Erdgeschoss. Das Straßenniveau wurde erst im späten Mittelalter erhöht. Im Inneren des einstigen Erdgeschosses war über einem dünnen Lauffhorizont aus Lehm ein älterer Backsteinfußboden aus gebrochenen Steinen erhalten, der direkt an die Mauern zog (Abb. 13). Die verwendeten Backsteine haben ein Maß von um die 7 cm Höhe – was ein erster Anhaltspunkt für eine frühe Datierung des Komplexes noch vor 1200 ist. Von der Travesseite her war das Gebäude, dessen Typus als Steinwerk bezeichnet werden kann, ebenerdig durch einen

<sup>7</sup> Die Grabungskampagne 2020 leitete K. Siegfried, unterstützt von den Technikern R. Unruh und M. Ziesmann.

<sup>8</sup> Vgl. D. Rieger, Archäologische Untersuchungen im Innenstadtbereich der Hansestadt Lübeck 2019, Archäologie Lübeck 2019, Lübeck 2020.



Abb. 13 Ältester Backsteinflußboden aus 7 cm hohen Steinen, der an die untere Mauerlage des Steinwerks heranzieht, spätes 12. Jahrhundert.

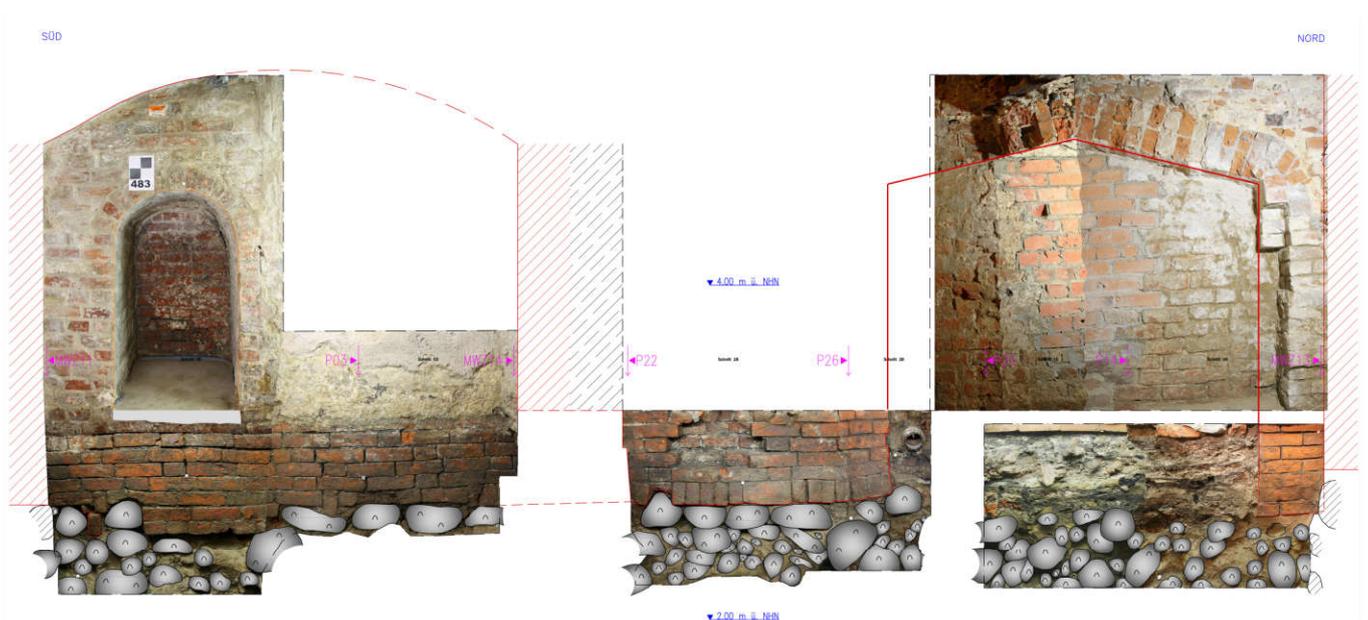


Abb. 14 Nord-Süd-Schnitt durch den heutigen Bestandskeller (= ehemaliges Erdgeschoss des Steinwerks) mit zugemauelter Tordurchfahrt und Fenster.



Abb. 15 Massive Baugrubenaussteifung für das Steinwerk aus Bohlen und Pfosten, dendrodatiert 1174. Rechts daneben oberer Teil des Findlingsfundamentes.

großen Torbogen zu begehen (Abb. 14). Das in Resten erhaltene turmartige Gebäude hat heute immer noch denselben Grundriss von 10,5 x 9 m mit einer Mauerstärke von eineinhalb Metern. Es ist gut möglich, dass die heutige Höhe des Hauses Kolk 14 auch in etwa der des Ursprungsbau entsprach. Wenn man sich dazu noch das heutige Kellergeschoss als Erdgeschoss vorstellt, wirkt es so beeindruckend wie ein großer massiver Turmbau. Das aus kleinformatischen und wie beim Fußboden nur rund 7 cm hohen Backsteinen (die sehr homogenen Maße entsprechen dem Format 7,0-7,5 x 12,0-13,0 x 27,0-27,5 cm) errichtete Gebäude kann durch die Altersbestimmung von Holzpfosten und -bohlen der Baugrubenaussteifung auf dieselbe Zeit wie die Errichtung der St. Petrikerche datiert werden. Das dendrochronologische Ergebnis erbrachte das Fälljahr von 1174 (Abb. 15).<sup>9</sup> Es ist somit momentan das älteste massive Backsteinhaus der Hansestadt und gleichzeitig eines der ältesten profanen Backsteingebäude in Nordeuropa.

<sup>9</sup> Die dendrochronologischen Untersuchungen wurden von K.-U. Heußner, Berlin, durchgeführt.

Die große Sorgfalt, die die umfangreichen und sehr qualitätvollen Steinsetzungsarbeiten erkennen lassen, aber auch die Verwendung von Zierelementen wie ein ehemals wohl umlaufender Sockel aus abgeschrägten und geriefelten Formsteinen und abgerundete Bogensteine belegen, dass es sich bereits zur Erbauungszeit um ein besonderes Gebäude handelte (Abb. 16). Möglicherweise war es ein frühes Kontor eines Adligen oder reichen Kaufmanns direkt an der Trave, oder es stand bereits mit der oberhalb im Bau befindlichen Kirche in Verbindung.

Aus den erhaltenen Schriftquellen des Stadtarchivs ist zum Jahr 1287 ein Gerhard de Kolke benannt – möglicherweise der Priester von St. Petri im späten 13. Jahrhundert. Wenig später wird das als „Priesterhaus“ bezeichnete Gebäude verkauft und heißt dann um 1334 nur noch das Haus „Tu deme Kolke“. Die Ausgrabungen und die weitere Erforschung der Mauern, die am Ort erhalten bleiben, dauern noch an und werden möglicherweise in der nahen Zukunft noch weitere Aufschlüsse liefern.



Abb. 16 Außenaufnahme des oberen Teil des Findlingsfundamentes und des ehemals aufgehenden Mauerwerks des Steinwerks mit schräg geschnittenem und geriefeltem Sockel, spätes 12. Jahrhundert.

## Kolk – die Gasse am Steinwerk

Die archäologischen Befunde des Steinwerks Kolk 14 für die Ausgangslage des späten 12. Jahrhunderts wurden ebenfalls in der Straße Kolk bestätigt. Ebenerdig konnten die Menschen vor 800 Jahren das Gebäude von der Trave her betreten und nach Westen auf einem schmalen Pfad oder Gässchen wieder verlassen, welches heute gute zwei Meter unter dem Kopfsteinpflaster liegt. Diese rückwärtig am Haus vorbeiführende Gasse war mit Holz befestigt und mit einem kleinen Graben oder einer Ablaufrinne ausgestattet, um Hang- und Regenwasser zum Fluss hin abzuführen. Reste der Hölzer sind in einem parallel zum Haus Kolk 14 verlaufenden Eichenbalken, der als Unterzug diente, erhalten. Dieser datiert dendrochronologisch auf 1178 und somit in die Nutzungszeit des Steinwerks. Der westlich daran anschließende Petrihügel stieg sogleich steil an, dort, wo heute die massive Mauer steht. Von einer Straße, wie sie beispielsweise im Gründungsquartier ausgegraben wurde, kann jedoch keine Rede sein.



Abb. 17 Fachwerkwand aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, ausgefacht mit aufeinandergestapelten Dachziegeln.

Diese wurde erst nach Errichtung der Mauer angelegt, um zumindest eine gewisse Breite zu erreichen. Neue Ergebnisse gibt es mittlerweile auch zur Datierung der Petrimauer und somit zum Zeitpunkt der breiteren Straßenanlage.<sup>10</sup> Hölzer, die die Baugrube der Mauer aussteiften, wurden dendrochronologisch auf genau 1205 datiert und passen hervorragend zu den ersten Analysen der verwendeten Backsteine, die allgemein in die Zeit der dänischen Herrschaft über Lübeck im ersten Drittel des 13. Jahrhunderts einzuordnen sind. Zeitgleich fanden im Inneren des Gebäudes Kolk 14 Umbaumaßnahmen – möglicherweise als Reaktion auf den schlechten Baugrund – statt, in denen ebenfalls die konvergierenden Backsteine von rund 10 cm Höhe Verwendung fanden.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> Zur Petrimauer selbst vgl. D. Rieger, Archäologische Untersuchungen im Innenstadtbereich der Hansestadt Lübeck 2019, Archäologie Lübeck 2019, Lübeck 2020.

<sup>11</sup> Freundliche Mitteilung und Beobachtung der leitenden Archäologin K. Siegfried sowie der Bauforscherin M. Christensen. Weitere Ergebnisse und Berichte hierzu sind in Kürze zu erwarten.



Abb. 18 Freigelegte Ofenanlage im zentralen Erdgeschossraum.

In der Pagönnienstraße – ungewöhnliches Fachwerk

Auch in der angrenzenden Pagönnienstraße wurden erste archäologische Untersuchungen notwendig. Die von 1296-1320 als *parva platea apud sanctum Petrum* bezeichnete kleine Gasse war aber nicht immer eindeutig vom Kolk zu trennen, denn auch ab 1329 wurde sie immer mal wieder als *parva platea que kolk(e) dicitur* tituliert. In dem direkt an das große Steinwerk Kolk 14 angefügten, ehemaligen Gebäude Pagönnienstraße 1, das bis zuletzt als Teil des Museums diente, wurden bemerkenswerte Fachwerkstrukturen freigelegt.

Diese gehörten zu einem spätmittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Gebäudekomplex, der noch im Jahr 1734 als aus 4 Wohnungen und 2 Sälen bestehend beschrieben wurde. Spätestens seit 1786-1935 wird es zusammen mit den Nr. 1-7 als eine Einheit genannt sowie als ein Haus mit 2 Etagen in Brandmauer bezeichnet. Letzteres ist sehr interessant, vergleicht man diese

Angaben mit den sonst bekannten Befunden in Lübeck. Die „Brandmauer“ besteht hier aus einer Fachwerkkonstruktion, die nicht mit Backsteinen fest ausgefacht ist und daher zumindest eine relative Brandsicherheit bietet, sondern die Ausfachtung erfolgte mit lose aufeinandergelegten Dachziegeln (Abb. 17).

Die Eichenholzbalken, die für die Konstruktion verwendet wurden, sind sekundär genutzt, was eindeutig aus der Diskrepanz zwischen ursprünglichen Bearbeitungs- und Konstruktionspuren und der rezent verbauten Lage nachzuweisen ist. Ihre dendrochronologische Datierung reicht bis in das 15. Jahrhundert zurück, die Masse der Hölzer wurde jedoch in der Mitte des 16. Jahrhunderts geschlagen. So sind in diesem Gebäude ein Teil der ursprünglichen Bauhölzer sowie die eines „Neubaus“ der frühen Neuzeit verarbeitet, die wahrscheinlich an Ort und Stelle verblieben und wiederverwendet wurden. In die Zeit von 1441 und 1448 datieren die ältesten erhaltenen Niederschriften des an den Kolk 14 anschließenden Grundstücks der



Abb. 19 Zugemauerte Süd-West-Ecke des großen spätmittelalterlichen Backsteinhauses.

Pagönnienstraße als eigenständig zur Burgundenstraße bzw. Burgundienstraten gehörenden Gebäudes. Möglicherweise ist hier dann der in Teilen erhaltene Kernbau errichtet worden.

Ein Seitenflügel in der Kleinen Petersgrube 5

Westlich an das große Haus Kolk 20/22 schließt in der Kleinen Petersgrube ein frühneuzeitliches Backsteingebäude an, durch das noch heute ein sehr kleiner Gang führt. Die Hausnummer 5 ist

als eigenständige Parzelle genannt. Jedoch datiert die älteste erhaltene Erwähnung auf das Jahr 1549. Hier wird es als Haus mit sechs Wohnungen erwähnt, gehört aber als Pertinenz zum Kolk noch mit den Nummern 1-5 zusammen. Ein Jürgen Graper kaufte davon eine kurz zuvor abgetrennte Bude ab, die er fortan bewohnte. Er könnte dem Namen nach ein Grapengießer gewesen sein. Ein solcher Zusammenhang ist jedenfalls aus den Befunden, die beim Abtiefen des Fußbodens zutage traten, nicht ganz ausgeschlossen (Abb. 18). Innerhalb des flach fundamentierten Hauses wurden neben zwei Backsteinfußböden auch die Reste eines rund 2 m im Durchmesser weiten, möglicherweise technischen Ofens ergraben, der die gesamte Raummitte einnahm. Die Wohnbereiche lagen sicher im Obergeschoss, zu dem eine Treppe führte, deren Fundamente ebenfalls erfasst wurden. Von der Erbauung der Bude zeugen auch eine Reihe Fachwerkbalken, die sekundär in Decke und Wand verbaut waren. Ihre dendrochronologische Datierung bezeugt den Erstbau um die Mitte des 16. Jahrhunderts.

Kolk 20-22 – zu ebener Erde in Richtung Große Petersgrube

Die Umbau- und Sanierungsmaßnahmen werden auch im Eckhaus zur Kleinen Petersgrube ausgeführt. Hier wurden im Jahr 2020 allerdings erst kleinere Eingriffe in den Boden notwendig, die primär im Zusammenhang mit den Fundamentsanierungsmaßnahmen bzw. der Ergründung der statischen Gegebenheiten des Bestandsbaus standen. Einen sehr spannenden Aufschluss jedoch gab es an der Südwestseite des großen Gebäudes Kolk 20/22. Hier lag die Vermutung nahe, dass es sich bei dem Erstbau des aus dem 13. Jahrhundert stammenden Gebäudes – wie es etwa in Nr. 14 und auch in vielen Bereichen des Gründungsquartiers der Fall war – um ein



Abb. 20 Westmauer des Hauses mit zugemauerter Nische und in der Ecke das Balkenloch für die Türverriegelung der nach Süden anschließenden Türöffnung.

ehemals wesentlich tiefer liegendes Erdgeschoss handelte, also ohne Keller. Dies ist nach dem minimalinvasiven Schnitt, der nur durch aufgefülltes Material innen entlang der Außenmauern abgetieft wurde, eindrucksvoll bestätigt (Abb. 19). Über 2,5 m unterhalb des modernen Fußbodenniveaus kam die ursprüngliche Gebäudecke des in den Oberstadtbüchern um 1294 erstmals erwähnten domum laterarium, welches ein Hernirco Parvus zuvor bewohnte, zum Vorschein. Folglich handelte es sich um das Haus der Maurer oder Ziegler, das offensichtlich vorher in Besitz der Stadt war.<sup>12</sup> Eine nachträglich zugemauerte Tür mit Spitzbogen führte ursprünglich aus dem als Predigerhaus bezeichneten Gebäude auf den Hof in Richtung Große Petersgrube. Die heutige topographische Situation mit ansteigenden Straßen ist in diesem Bereich um bis zu fünf Meter angeschüttet. Neben der Tür sind in der anschließenden Westwand noch die Balkenöffnung für die ehemalige Verriegelung sowie eine ebenfalls zugemauerte

Nische zu erkennen (Abb. 20). Das Mauerwerk selbst scheint jedoch nach Analyse der verwendeten Backsteine älter zu sein, respektive könnte potentielle Vorgängerbaumaterialien enthalten. Die Maße schwanken folglich zwischen 7,5-8,5 x 13,0-14,0 x 27,5-28,5 cm in der Südwand und 7,5-9,0 x 12-13,5 x 27,0-29,0 cm in der Westwand. Trotz einiger älterer Steine spricht nach momentanem Kenntnisstand nichts gegen eine Errichtung Ende des 13. Jahrhunderts.

<sup>12</sup> Vgl. W. Brehmer, Lübeckische Häusernamen nebst Beiträgen zur Geschichte einzelner Häuser, in: Mittheilungen des Vereines für Lübeckische Geschichte und Alterthumskunde (= MVLGA) 4, 1889/1890, Lübeck 1891.



Abb. 21 Detail des erhaltenen Kreuzgratgewölbes des Steinwerks der Domkurie.

## Parade 2 – Gewerbeschule: Neues aus einer Domherrenkurie

Auf dem Hof der ehemaligen Gewerbeschule II an der Parade 2 wurden in Fortsetzung zum ersten Bauabschnitt von Juli bis Oktober 2020 erneut archäologische Grabungen notwendig. Jetzt musste der zur Straße gelegene Parkplatzbereich für einen geplanten Erweiterungsbau untersucht werden, was zu einer Ergänzung und Präzisierung der Ergebnisse aus dem Jahre 2018 führte.<sup>13</sup>

Das Grundstück gehört seit dem Mittelalter zu dem stadthistorisch überaus spannenden Areal um den Dom und war von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis zum Jahr 1822 fast durchgängig als Domherrenkurie ausgewiesen. Danach wurde sie obertägig restlos abgebrochen und an ihrer Stelle die sogenannte „Reimannsche Villa“ im klassizistischen Stil errichtet. Diese wurde an Palmarum 1942 stark beschädigt, abgebrochen und im Zuge des Schulein- und -umbaus als Hoffläche sowie zuletzt als Parkplatz genutzt.

Erste Ergebnisse:

Die ältesten Siedlungsspuren

Der gewachsene Boden steht im Bereich der Parade mit um die 10 m üNNH relativ hoch an und tritt schon nach 1-1,5 m unterhalb des heutigen Parkplatzniveaus zutage. Er setzt sich aus braun-beigen Feinsanden zusammen, die über einer Lehm-packung liegen – die klas-



Abb. 22 Weit unter den Mauern der Kurie und der Villa fanden sich dunkle Grubenreste der ersten Nutzung des Areals.

sische Abfolge gewachsener post- und glazialer Schichten. Die ältesten anthropogenen Spuren im zweiten Bauabschnitt wurden als Pfostengruben identifiziert. Aufgrund der geringen Eingriffsfläche sind hierbei jedoch keine zusammenhängenden Konstruktionen erkennbar. Daneben traten einige simple Erdgruben auf,

<sup>13</sup> Die zweite Grabungskampagne Parade 2 HL 203 wurde von A. Voigtmann und K. Greve durchgeführt. Die vorläufigen Ergebnisse der ersten Grabung finden sich bei I. Schalles-Jocić, 32. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2018/2019, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte Band 99, 2019, 270-331.



Abb. 23 Backsteinfußboden und Fundamentblock aus dem frühen 13. Jahrhundert zeugen von einer Phase vor der Errichtung der Domherrenkurie.

die sich durch ihre fleckige, braune Sandeinfüllung im hellen gewachsenen Sand abzeichneten (Abb. 22). Mangels datierbaren Fundmaterials ist keine genauere Altersbestimmung dieser Befunde anzugeben, außer dass sie stratigraphisch älter waren als ein Backsteinbau des frühen 13. Jahrhunderts, auf den gleich noch eingegangen wird. Nach den Aufschlüssen des ersten Bauabschnitts ist jedoch hier von einem Besiedlungsbeginn nicht vor 1200 auszugehen.

Ein Vorgängerbau aus dem frühen 13. Jahrhundert

Die ältesten Spuren einer Bebauung, die im oberen Bereich des ehemaligen Parkplatzes freigelegt wurden, datieren aufgrund ihrer Stratigraphie und des verwendeten Baumaterials in das beginnende 13. Jahrhundert. Es handelt sich um die Reste eines Backsteingebäudes, das unterhalb der ältesten Domherrenkurie angeschnitten wurde. Neben einem Backsteinfußboden war es auch ein Fundamentblock mit kleinen Findlingen (Abb. 23), der charakteristische Backsteinmaße von 9,5-10,0 x 12,8-14,0 x 27,6-28,0 cm aufwies. Diese datieren in die sogenannte Dänenzeit, von der bereits zu Beginn des Berichtes An der Untertrave die Rede war. Obwohl die Befunde nur in einem kleinen Ausschnitt vorliegen, ist ihre exakte Nord-Süd-Ausrichtung deut-

lich erkennbar. In gleicher Weise war bereits ein im ersten Bauabschnitt ergrabenes Holzgebäude auf dem Hof des Grundstücks orientiert und somit in Richtung Dankwärtsgrube ausgerichtet. Es ist gut möglich, dass diese vorkurienzeitlichen Baumaßnahmen zu Beginn des 13. Jahrhunderts erfolgten und daher noch keinen Bezug zur Parade hatten.

Die Domherrenkurie

Die Lage an der Ecke Parade und Dankwärtsgrube passt sich ein in den Bezugskanon zum Dom, in dem alle Kurien, die der Domherren, des Dekans, des Dompropstes und des Bischofs seit dem Mittelalter lagen (Abb. 24). Aus dem reichhaltigen Bestand der Schriftquellen sind neben den einzelnen Domherren auch Berichte über die wechselhafte Geschichte der Lübecker:innen zum Domkapitel nachzulesen, die hier jedoch nicht wiedergegeben werden können.<sup>14</sup> Eine aussagekräftige Quelle hingegen soll dennoch zitiert werden. Es handelt sich um eine Beschreibung der Anlage aus dem

<sup>14</sup> Zu nennen sind hier z. B. die Arbeiten von W. Prange, der sich ausführlich mit der Geschichte des Lübecker Domkapitels beschäftigt hat (vgl. W. Prange, Bischof und Domkapitel zu Lübeck: Hochstift, Fürstentum und Landesteil 1160-1937, Lübeck 2014). Daneben hat J. Reetz vor allem über die Beziehung zwischen Stadt und Kirche im hohen Mittelalter geschrieben: J. Reetz, Bistum und Stadt Lübeck um 1300. Die Streitigkeiten und Prozesse unter Burkhard von Serkem, Bischof 1276-1317, Lübeck 1955.



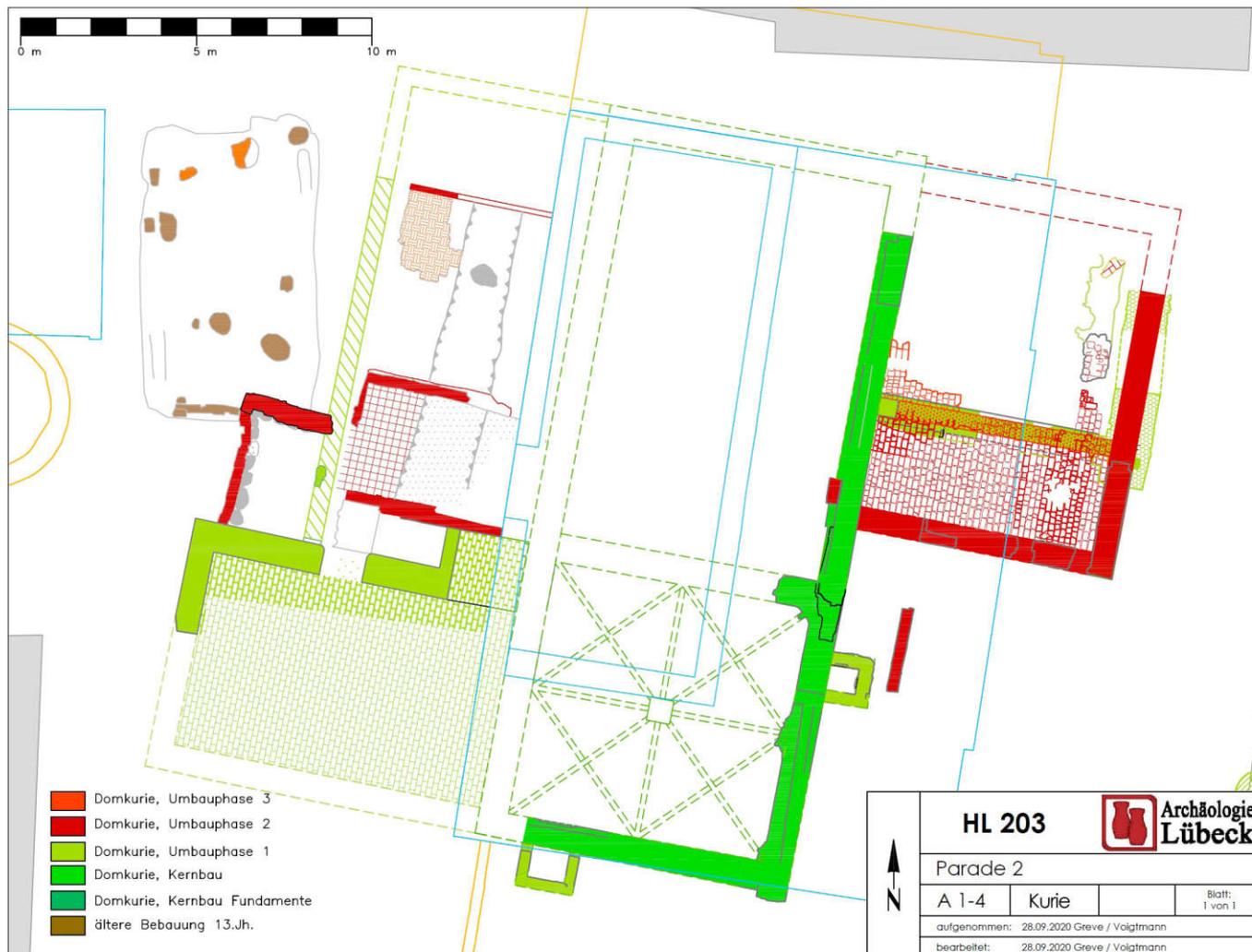


Abb. 25 Kernbau der Domkurie mit Anbauten der Umbauphasen nach Westen und Osten. Stand der Interpretation nach dem 2. BA.

Jahre später wurden die Kurien für das zurückkehrende Domkapitel wieder neu aufgebaut. Bislang sind sowohl der Grad der Zerstörungen als auch der des Neubaus völlig unbekannt. Im nun archäologisch belegten Kernbau aus dem letzten Drittel des 13. Jahrhunderts wurde jedenfalls kein Zerstörungshorizont gefunden.

Der in kleinen Schnitten ergrabene Baukörper umfasst vor allem die östliche Außenmauer sowie einen quadratischen, unterkellerten Bereich im Süden des Gebäudekomplexes (Abb. 25). Das Hauptgebäude der Kurie war auf einer massiven, bis zu 1,80 m breiten Stückerung aus Backstein- und Dachziegelbruch gegründet. (Abb. 26).

Die Mauer selbst war im klassischen gotischen Verband sorgfältig in Kalkmörtel gesetzt, die sichtbaren Fugen sind nach wie vor stellenweise mit Fugenstrich und Dachfuge versehen. Die verwendeten Backsteine haben das homogene Maß von 8,5-9,0 x 11,0-14,4 x 28,0-28,5 cm, was

sie tendenziell an das Ende des 13. Jahrhunderts respektive um 1300 datieren lässt.

Hierzu passt auch der Gewölbekeller, der als separates Bauelement im Aufgehenden möglicherweise wie ein Steinwerk errichtet wurde. Der in zwei mal zwei Jochen ausgeführte Keller war mit einem Mittelpfeiler ausgestattet, der das Kreuzrippengewölbe trug. Sauber gemauerte Gewölbeansätze ließen sich noch in situ antreffen und dokumentieren (vgl. Abb. 21). Die Formsteine, die für die Rippen verwendet wurden, sind ebenfalls typisch für die Zeit ab dem späten 13. Jahrhundert und haben eine pfeilförmige Gestalt mit abgeplatteter Spitze.<sup>16</sup> Die 8,3 x 13,0 x 24,0 cm großen Formsteine weisen zweifache Einkerbungen auf, die für einen besseren Halt der Rippen in Verbindung mit

<sup>16</sup> Vgl. hierzu U. Radis, Der Backsteinbau – Baustoffe, Bautechnik, Typologie und Entwicklung. In: Manfred Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsviertel I. Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 412.



Abb. 26 Unterhalb des Mauerwerks der Kurie fanden sich massive Stäckungsschichten als Fundamentierung.

dem Mörtel dienen sollten. Vergleichbare Gewölberippen datieren in Lübeck zum Beispiel in die Zeit um 1280 im Keller Schlüsselbuden 2 oder um 1300 in den Kellern der Breiten Straße 10/12. Der Keller selbst hat ein Innenmaß von 6,60 x 6,60 m (43,56 m<sup>2</sup>) und war nach Westen schwer durch den Villenbau des 19. Jahrhunderts gestört. Im Inneren ließ sich noch eine Wandnische mit Treppensturz dokumentieren. Die mit dreifach abgetrepptem Sturz eingebrachte Nische ist 45 cm breit, 30 cm tief und 90 cm hoch. Sie stellt einen jüngeren Typus der Wandnischen dar, der aber in die Zeit der Gewölberippen und des Mauerwerks passt.<sup>17</sup> Die Fußböden des Kellers wurden erbohrt, so dass sich trotz alledem ein Querschnitt des Befundes aus den kleinen Schnitten ergänzen lässt (Abb. 27).

Von außen wurden an den Keller am südwestlichen und nordöstlichen Gewölbejoch nachträglich zwei Luftschächte angebaut (Abb. 28). Die Öffnung in den Keller, die durch die Schräge des Schachtes und die Begrenzung durch die Kellermauer entstand, war sehr gering und

<sup>17</sup> Ältere Wandnischen haben in der Regel einen dachförmigen Winkelsturz (vgl. U. Radis 2019, 417).

möglicherweise nicht groß genug, um von einem Lichtschacht zu sprechen. Analog hierzu fanden sich im Gründungsviertel bei den Grabungen HL 70 und der Großgrabung HL 150-HL 152 vergleichbare Schächte an Holzkellern des späten 12. Jahrhunderts, die ebenfalls nur für die Lüftung und nicht für die Illumination sorgten. Konvergente annähernd quadratische (Steinwerks-) Keller lassen sich teilweise in den wenigen noch erhaltenen Domkurien wie Schloss Rantzeu auf der anderen Straßenseite (Parade 1) oder auch der Dompropstei (Domkirchhof 1-3) nachweisen. Zum weiteren Ausbau erfolgten nach Westen weitere unterkellerte Bereiche sowie ein langgestreckter Anbau, die bereits im ersten Bauabschnitt ergraben worden waren.<sup>18</sup>

So wie in allen historischen Aufzeichnungen für die Domherrenkurien in Lübeck überliefert, stand auch die auf dem heutigen Grundstück Parade 2 etwa 15 m von der Straße entfernt und somit auffällig zurückgesetzt aus dem sonst in der Stadt vorherrschenden Baufluchtgebot. An der Straßenflucht orientierte sich dann aber ein neu angelegter, sich nach Osten erstreckender Vorbau, der in einer weiteren Umbauphase errichtet wurde. Von diesem sind vor allem die Außenmauern (Backsteinmaße 8,2-8,9 x 13,4-14,1 x 27,5-28,8 cm) sowie Reste eines Backsteinfußbodens dokumentiert. Wie schon beim Kurienhauptbau wurden auch hier die Mauern stellenweise auf massiven Fundamentstäckungen von über einem Meter Stärke errichtet (Abb. 29). Diese bestanden aus alternierenden Lagen von Backsteinen und Sand. Die Gründe für solch eine massive Fundamentierung sind noch unklar, möglicherweise erklärt sich diese Maßnahme jedoch durch eine offene, repräsentative und eingewölbte Vorhalle – ähnlich der Vorhalle des Rathauses in der Breiten Straße aus der Zeit um 1350 –, die solche starken Fundamente benötigte.

## Die Reimannsche Villa

Sich über alle erwähnten Gebäudereste erstreckend und in nahezu alle mittelalterlichen Befunde einschneidend, stand die Reimannsche Villa, die bereits im ersten Bauabschnitt ausführlich dokumentiert wurde. Bei der Errichtung dieses Gebäudes wurden die Kurienbefunde aufgegeben und bis auf die Fundamente bzw. den Keller ausgebrochen. Interessanterweise

<sup>18</sup> Vgl. I. Schallies-Jocić 2019, 280ff.

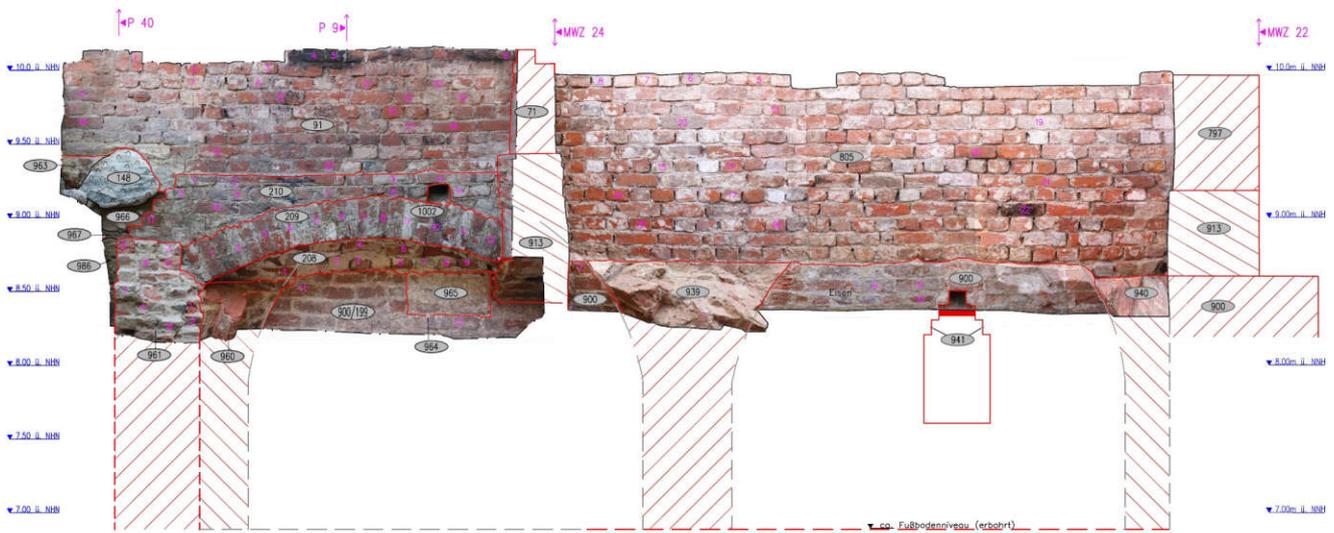


Abb. 27 Schnitt durch den Gewölbekeller des Steinwerks mit jüngerer Überbauung der Reimann'schen Villa.



Abb. 28 Anbau eines Luftschachtes mit schräger Zuführung an den Gewölbekeller des Steinwerks.



Abb. 29 Der jüngere Vorbau der Kurie gründet auf einem massiven Fundament aus abwechselnden Schichten aus Backsteinbruch und Sand.



Abb. 30 Direkt auf den Resten der mittelalterlichen Kurie wurden die Fundamente der Reimannschen Villa gesetzt.



Abb. 31 Fragment der ehemaligen Ausgestaltung der Villa, hier ein Gesimsfries.

nahmen einige der neuzeitlichen Fundamente die Lage der Kurie mit auf (Abb. 30). Die Villa war dreigeschossig, zur Parade hin fünfachsiger, aber an den Schmalseiten nur dreiachsig ausgeführt. Das Gebäude hatte eine Länge von etwa 18 m und eine Breite von etwa 12 m. Das flach geneigte Walmdach trat von unten aus nicht in Erscheinung, zumal die Traufe durch ein breites Kranzgesims abgeschlossen wurde. Die mittleren drei Achsen der Straßenseite sprangen risalitartig um etwa einen halben Backstein vor und waren durch eine Balustrade mit Vasenbegründungen an den Ecken zusätzlich betont. Zudem wurden drei Architekturfragmente (zwei Gesimsreste und eine Lilie) (Abb. 31) gefunden, die von der einstigen Ausgestaltung stammen.

## Ausblick

Die neuerlich entdeckten baulichen Reste der mittelalterlichen Kurie sowie der bereits 2018 ergrabene „Apfelkeller“ der Reimannschen Villa nebst deren Fundamenten bleiben erhalten und werden nur von der neuen Platzdecke überspannt. Die Kuriengrundrisse werden in der Oberflächengestaltung mit aufgenommen und durch eine entsprechende optisch sichtbare Markierung in originalen Dimensionen und Ausmaßen wiedergegeben.



HL 270  
GLOCKENGIESSERSTR.16  
A1  
P1  
23.09.2020

Abb. 32 Abwechselnde Schichten belegen die Nutzung des Areals im 13. Jahrhundert.

## Glockengießerstraße 16

Im September und Oktober 2020 fanden Sanierungsarbeiten im Erdgeschoss des Hauses statt, bei denen Bodenabsenkungen archäologische Ausgrabungen notwendig machten. Schon vorher war bekannt, dass die Häuser an der Glockengießerstraße 12-22 ab dem späten 14. und 15. Jahrhundert allesamt Brauern gehörten, die sich namentlich auch in den Oberstadtbuchregistern wiederfinden lassen. Einige der Häuser blieben bis in das 19. Jahrhundert als Brauhaus in Funktion, so auch Nr. 16. In einer Veräußerungsanzeige aus dem Jahr 1840 wird das Haus als „(...) in bestem baulichen Zustande befindlich [beschrieben] (...) mit einem schönen und complete Inventarium. Eine große Diele auf welcher ein heizbares tapeziertes Zimmer, dahinter die Braupfanne, neben derselben die Zuküche in welcher ein Darrofen und eine Speisekammer. Eine Treppe hoch eine Gesindekammer, darüber 3 Böden, auf dem untersten die Darre. Unten

*im Seitenflügel der Bier- und Speisekeller, hinter demselben die Küche und kleine Kammer mit Ausgang zum Hofe, darüber 1 heizbares tapeziertes Zimmer mit Kabinet, hinter welchem eine Kammer, darüber Boden. 1 Treppe nach der Küche hinunter. Hinter dem Hause der Steinhof und hinter demselben ein großer Garten mit Obstbäumen und 1 Laube. Obergeschoß mit 1 Raum, Bodenkammer und Boden.“*

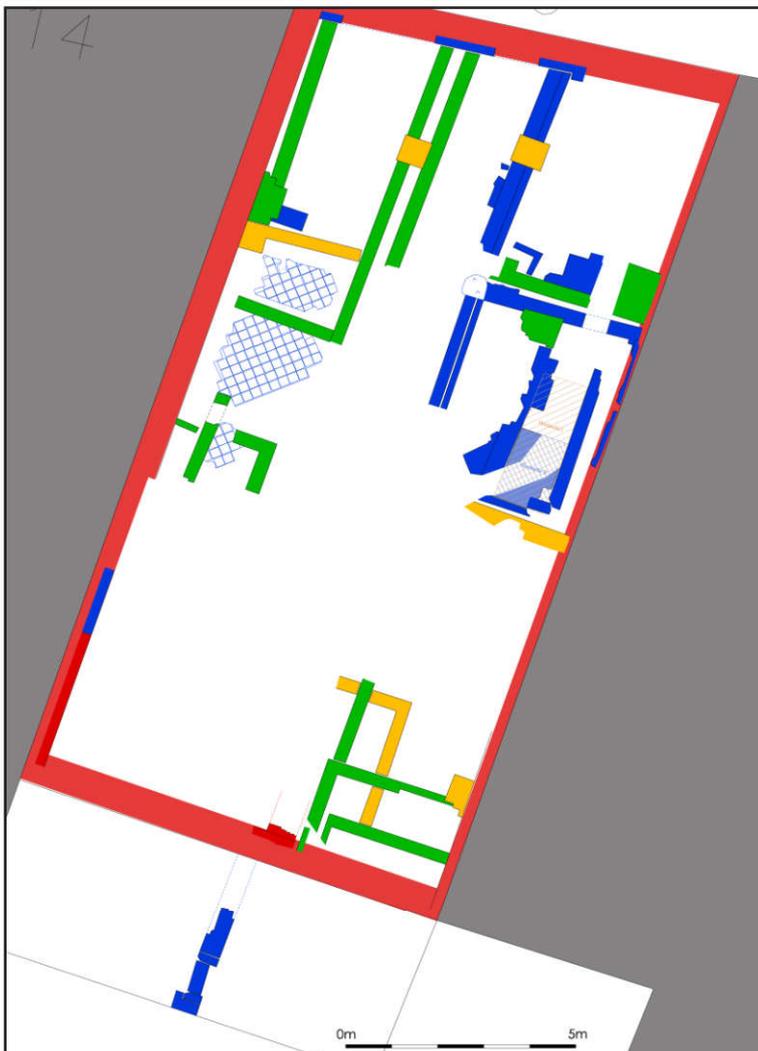
Die ältesten Befunde waren mittelalterliche Nutzungs-, Planier- und Verfüllschichten, die aufgrund der geringen Eintiefungen nicht weiter in der Fläche erfasst wurden. Sie gehören jedoch zu den ältesten Spuren in diesem Areal der Glockengießerstraße. Die dunklen Bänder stellen Laufhorizonte dar, die möglicherweise zu einem Holzgebäude gehörten, von dem ansonsten keine weiteren Befunde aufgedeckt wurden. Die Masse der durch die Baumaßnahmen archäo-



Abb. 33 Die westliche Brandmauer in den unteren Lagen datiert noch in die Erbauungszeit des bestehenden Gebäudes aus dem 14. Jahrhundert.



Abb. 34 Trennmauern, Steinsockel und Backsteinfußböden zeugen von dem immerwährenden Umbau des Hausinneren.



logisch freigelegten und dokumentierten Befunde passt sich ein in das historisch überlieferte Geschehen der Brauhäuser. Die mittelalterlichen Grundmauern wie die westliche Brandmauer (Abb. 33), ein Teil des Vordergiebels sowie der Rückgiebel, die aus Klosterformatsteinen von 8,0-9,0 x 13,5-15,0 x 28-28,5 cm Größe im klassischen gotischen Verband mit weichem Kalkmörtel gemauert waren, passen zeitlich gut zu der erhaltenen Ersterwähnung eines Verkaufs des Gebäudes im Jahr 1334 und sind seitdem in ihrer Lage unverändert.

Von jüngeren Umbaumaßnahmen hingegen zeugen diverse innere Trennmauern und Steinsockel sowie mehrere Backsteinfußböden (Abb. 34). Die eineinhalb Stein breiten Mauern dienten als Fundamentierungen für Fachwerkwände, die das Gebäude in unterschiedliche Räume aufteilten. Einige der für die Trennmauern verwendeten Backsteine tragen den herzförmigen Stempel der Ziegelei in Groß Wesenberg.

Abb. 35 Plan der wesentlichen Grabungsergebnisse (rot: Mittelalter, blau: frühe Neuzeit, grün: Neuzeit, gelb: 19./20. Jh.).



Abb. 36 Reste einer rußgeschwärzten Feuerstelle, wohl Teil des Braugewerbes.

Im Ostteil des durch die Wände in verschiedene Bereiche getrennten Erdgeschosses wurden quer zum Haus in einem so entstandenen ca. vier Meter langen Raum mehrere Nutzungshorizonte wie auch Feuer- und Herdstellen dokumentiert (Abb. 35). Auf einem Fußboden aus Backsteinen wurde eine flächige Lage aus quadratischen, 20,5 cm langen und 7,0-8,0 cm hohen Backsteinplatten um eine Feuerungsstelle

verlegt, die an die Ostwand angefügt war und von der noch der Unterbau erhalten war. Die Abmessungen können in der Rekonstruktion mit ca. 1 x 2,5 m angegeben werden.

An derselben Stelle wurde nachträglich eine etwas jüngere zweite Anlage errichtet. Diese war mit 1,15 x 1,8 m nur etwa halb so groß, in Bauweise und Form jedoch identisch ausgeführt (Abb. 36). Die erhaltene Feuerungsplatte besteht aus markant großen Backsteinplatten von jeweils 26 cm Seitenlänge. Die Oberfläche weist heute noch eine starke Rußschwärzung auf, an der Oberfläche zeigen sich die charakteristischen und durch starke Hitzeeinwirkungen hervorgerufenen Risse und Abplatzungen. Dies ist auch der Grund, warum diese Art der Feuerungsplatten oft erneuert werden musste.

In Anlehnung an bereits zuvor genannte Schriftquellen und vergleichbare Befunde von Bierbrauhäusern, die im Laufe der letzten Jahrzehnte in Lübeck archäologisch und/oder bauhistorisch dokumentiert wurden, sind die beiden Feuerungsstellen ebenfalls mit diesem Handwerk in Verbindung zu bringen.<sup>19</sup> Möglicherweise liegt hier die in den Quellen belegte Zuküche mit Darrofen vor. Zu datieren sind die Befunde nach erster Durchsicht in die frühe Neuzeit.

Auf dem Hof wurde nur eine kleine Nord-Süd-verlaufende Mauer angeschnitten, deren Backsteinformate und Anschlüsse sie an das Ende des Mittelalters datieren lassen. Darin befand sich eine etwa 70 cm breite Türöffnung, die nach außen mit Fassensteinen eingefasst war. Im Inneren

wurde zudem noch eine Wandnische festgestellt, die zu dem ebenfalls genannten Seitenflügel zu zählen ist.

<sup>19</sup> Vgl. hier beispielsweise W. Frontzek, Das städtische Braugewerbe und seine Bauten vom Mittelalter bis zur frühen Neuzeit (= Häuser und Höfe in Lübeck, Band 7), Neumünster 2005 oder auch die Ausgrabungen an der Ecke Fischergrube/Ellerbrook von 2019 in D. Rieger, Archäologische Untersuchungen im Innenstadtbereich der Hansestadt Lübeck 2019, in: M. Schneider (Hrsg.), Archäologie Lübeck 2019, Lübeck 2021.



Abb. 37 Blick in die Mengstraße und die teils schwierigen Grabungsverhältnisse in den engen Kanalbaugruben.

## Mengstraße – Leitungsverlegung

Durch das gesamte Jahr 2020 zogen sich die bereits in den Vorjahren begonnenen bauparallelen archäologischen Begleitungen in der Mengstraße.<sup>20</sup> Die verursachenden Maßnahmen dienen der Erneuerung der Versorgungsleitungen in der Mengstraße sowie der des Oberflächenbaus der Straße. Zunächst erfolgte die Erstellung von Hausanschlüssen zu dem bis dato verlegten Hauptkanal im unteren Bereich der Mengstraße durch die Entsorgungsbetriebe. Die zwischen 1,20 und 1,80 m breiten und bis zu 3,50 m tiefen Hausanschlussgruben führten in der Regel bis an die Bestandsgebäude heran und ermöglichten die Dokumentation von Kellermauern, einstigen Kellerabgängen und Substruktionen diverser Vorbauten. Außerdem konnte der Schichtenaufbau des Straßenbereichs aus Planierschichten und Pflasterlagen aufgenommen werden.

Erste Ergebnisse:

Der anstehende gewachsene Boden steigt von Haus Nr. 35 auf rund 40 m Länge regelhaft und stetig von etwa 1,50 m üNN auf 3 m üNN an. Ab der Kreuzung Mengstraße/Gerade Querstraße bleibt er danach in der Höhenlage annähernd gleich. Dies ist das Plateau, das sich bis zur Braunstraße hinzieht und als Fläche für die Gründungssiedlung diente, welche in der Großgrabung Gründungsquartier erstmals archäologisch erfasst wurde.

Die älteste anthropogene Befundlage in der Mengstraße ist eine Oberflächenbefestigung aus einer Lage hölzerner Flechtmatten, die ab Mitte des Hauses Nr. 33 auf 13 m Länge nach Osten führend nachgewiesen wurde. Darüber liegt ein 10 cm starker Nutzungshorizont (Abb. 38). Beide könnten von der Stratigraphie und den Fundbezügen noch zu der im Gründungsquartierprojekt ergraben und als Uferlandsiedlung titulierten Erstbesiedlung Lübecks aus der Zeit um 1100 gehören.<sup>21</sup> Geschnitten werden

<sup>20</sup> Die Ausgrabung Mengstraße HL 220 wird von J. Harder und B. Jocić durchgeführt. Zu den ersten Ergebnissen vgl. D. Rieger, Archäologische Untersuchungen im Innenstadtbereich der Hansestadt Lübeck 2019, in: M. Schneider (Hrsg.), Archäologie Lübeck 2019, Lübeck 2021.

<sup>21</sup> Vgl. hierzu Rieger, D. 2019: Genese und Besiedlungsentwicklung, in: M. Schneider (Hrsg.), Die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsquartier I – Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019, 54-165.

die ältesten Horizonte von den Resten einer dicht gesetzten Palisade, deren erstes dendrochronologisches Ergebnis auf 1145 datiert (Abb. 39). Die Palisade ist momentan auf einer Länge von ca. 5,00 m südlich der Häuser Mengstraße 56/58 nachgewiesen und liegt ca. 3 m unter dem heutigen Straßenniveau. Es könnte sich hierbei um die nördliche Randbegrenzung resp. Befestigung des „Gründungsquartiers“ handeln, und wir sind alle gespannt auf die weiteren Arbeiten in diesem Areal, die in 2021 fortgesetzt werden. Gekappt und überlagert werden die zur Palisade gehörenden Befunde von Schichten der mutmaßlichen ersten „Baulandgewinnung“, die dendrochronologisch auf 1184 datiert wurde und sich somit in die Ausbauzeit der Stadt unter Heinrich dem Löwen einpasst.

In dieselbe Zeit datiert auch ein zwei Meter breiter und ein Meter tiefer Drainage- oder Abzugsgraben, welcher auf voller Länge des bisherigen Hauptkanalverlaufs erfasst wurde (vgl. Abb. 39). Er verläuft leicht südlich der heutigen Straßennormale und ist bereits auf einer Gesamtlänge von 39 m dokumentiert. Von Süden mündet im Kreuzungsbereich ein aus der Geraden Querstraße kommender Drainagegraben ein, dessen bisherige Länge auf 30 m rekonstruiert werden kann. Die Gräben der Querstraßen sind in der Regel kleiner dimensioniert, so auch dieser mit einer Breite von 1,20 m und einer Tiefe von ca. 0,70 m.

Was bei einer Straßengrabung überdies erwartet wird, sind Begehungs- oder Straßenhorizonte. Auch diese wurden im Jahr 2020 archäologisch dokumentiert. So als ältestes ein Knüppeldamm aus Rundhölzern und Spaltbohlen, die in Nord-Süd-Richtung den Oberflächenbelag bildeten und auf einer Länge von 13 m erfasst wurden (Abb. 40). Die Befundlage reicht bis an die bereits teilverfüllten Abzugsgräben heran, wo sie durch eine Reihe Ost-West-orientierter Hölzer abschließt. Zudem weist der aus der geraden Querstraße kommende Graben eine hölzerne Randbegrenzung als Trittsicherung auf – ein recht komplexes Gefüge in einem sehr kleinen Schnitt. Die Knüppelholzlage wurde jedoch bisher nur im südlichen Bereich der Mengstraße nachgewiesen, sie datiert dendrochronologisch ins Jahr 1213 und ist ein weiterer Beleg dafür, dass sich



Abb. 38 Flechtmatte mit darüber liegendem Nutzungshorizont auf dem anstehenden Boden. Am oberen Rand ist der Knüppeldamm zu erkennen. Rechts: nördliches Ende des Drainagegrabens der Geraden Querstraße.



Abb. 39 Reste des Palisadenzauns werden von den Schichten einer Geländeerhöhung überlagert. Flechtmattenreste am oberen Rand des anstehenden Bodens.



Abb. 40 Oben: Knüppeldamm vor der Mengstraße 31. Mitte: Bohle der Baugrubenaussteifung des Backstein-Drainagekanals am unteren Bildrand. Rechts: Zulauf zum Backsteinkanal stört den Knüppeldamm.



Abb. 41 Dunkle, kompakte Befestigungsschichten auf einer Holzbohlenlage. Darüber die Sandbettung des ersten Straßenpflasters. Darunter: anstehender Boden, Flechtmatte, Nutzungshorizont und Holzlage.



Abb. 42 Der Wechsel aus Planier- und Abbruchschichten dokumentiert insgesamt fünf Straßenniveaus. Mittig gestört durch den Leitungsgraben der Mischwasserleitung.



Abb. 43 Erster archäologischer Nachweis der Wasserleitung der Bürger- und Kaufleutewasserkunst.

die nördliche Peripherie des Gründungsviertels im Vergleich zu dem Areal zwischen Braun- und Alfstraße etwas später entwickelte.



Abb. 44 Stark gestörte Wasserleitung der Bürger- und Kaufleutewasserkunst mit Baugrube und hölzerner Aussteifung. Mittig: südlicher Rand des Drainagegrabens der Mengstraße.



Abb. 45 Treppenwangen des ehemaligen, westlichen Kellerabgangs der Mengstraße 62 mit Umbauten.

Hierzu zählen auch die bereits im unteren Teil der Mengstraße erfassten Befestigungsschichten bzw. Schichten zur Baulandgewinnung. Diese setzen sich flächendeckend nach Osten fort. Interessanterweise weist die obere Grenze deutliche Abbruchspuren auf: Ein stark unregelmäßiges Höhenniveau und rundliche Fehlstellen entfernter Hölzer zeigen klar eine rustikale Tieferlegung der aufgeschütteten Oberfläche (die Dendrodaten liegen bei um 1201). Vermutlich wurde eine ehemals hölzerne Straßenoberfläche inklusive der Substruktion komplett abgetragen und durch ein erstes Natursteinpflaster ersetzt. Ab Haus Nr. 33 nach Osten führend ist die Stärke der erhaltenen Schicht deutlich geringer (Abb. 41).

Auf die abgebrochene Befestigungsschicht wurde flächendeckend eine Sandplanierung von durchschnittlich 0,40 bis 0,50 m aufgebracht, die als Bettung für eine Pflasterung aus kleineren Natursteinen diente (Steine mit einem Durchmesser bis 22 cm). Die Korrelation der erfassten Horizonte ergibt eine erste gepflasterte Straßenfläche, die 1,70 m bis 2,00 m unterhalb des heutigen Niveaus verläuft. In den folgenden Jahrhunderten erfolgte eine sukzessive Erhöhung des Straßenniveaus, dabei wurden die Pflaster immer wieder ausgebaut. Es folgten jeweils durchschnittlich 0,40 m starke Sandbettungen für die nächst folgenden Pflasterlagen. Somit sind auf der vollen Höhe der archäologischen Schichten in der Mengstraße nun fünf unterschiedliche Niveaus nachweisbar (Abb. 42). Die oberen 0,90 m bis 1,10 m bis zum heutigen Kopfsteinpflaster sind komplett gestört, es müssen also noch viel mehr gewesen sein.

Ein Highlight der Grabung war der erste archäologische Nachweis der Bürger- und Kaufleutewasserkunst von 1532 (Abb. 43). Die Leitung ist bisher auf einer Länge von über zehn Metern erfasst worden (ab Haus Nr. 33 nach Osten). Sie wurde in eine schmale, steile und abtreppende Baugrube eingebracht und besteht aus vierkantigen Balken, die dendrochronologisch um/nach 1514 und jahrgenau auf 1530 datiert wurden. Sie ist längs durchbohrt, hat einen 33 x 33 cm großen Querschnitt – die Bohrung hat ca. 16 cm Durchmesser. Die Kopfenden sind abgerundet ausgeführt, die einzelnen Segmente Stoß an Stoß verlegt und durch versteigte Eisenbänder als Muffe verbunden (Abb. 44). Die Wasserleitung verläuft leicht südlich der Straßenmitte in Ost-West-Richtung auf ca. 2,60 m üNN – etwa 2,40 m unterhalb der heutigen Geländeoberkante. In dem kleinen Ausschnitt ist jedoch bis dato



Abb. 46 Vertikale Baufuge zwischen den Vordergiebeln der Häuser Mengstraße 35 und 37. Links: die westliche Treppenwanne eines ehemaligen Kellerabgangs der Nr. 35 ist durch die heutige Eingangstreppe ins Erdgeschoss überbaut.

noch kein abzweigender Hausanschluss erkennbar – dies sollte sich in 2021 ändern.

Im Gegensatz zum Wasserzuleitungssystem ist das der Ableitung schon länger bekannt.<sup>22</sup> Das Ableitungssystem wurde im gesamten Bereich des Hauptkanals und vereinzelt in den Hausanschlussgruben erfasst. Die Länge beträgt nun rund 76 m, darunter wurden insgesamt vier Schwemmkästen und zehn Zuläufe von den einzelnen Grundstücken nachgewiesen (vgl. Abb. 40). Der bereits im Vorjahr entdeckte Backsteinkanal setzt sich weiter fort und wird auch im nächsten Bauabschnitt der Mengstraße bis zur Blocksquerstraße erwartet. Der vermutlich ins späte 17./frühe 18. Jahrhundert datierende Befund stört offensichtlich im Kreuzungsbereich Meng-/Gerade/Siebente Querstraße die hölzerne Wasserleitung, verläuft bisher jedoch leicht nördlich versetzt und parallel zu dieser.

Von ehemaligen Vorbauten der Häuser an der Mengstraße wurden beim Auskoffern der Bür-



Abb. 47 Gründung des Vordergiebels der Mengstraße 33 mit Spuren diverser Umbauten.

gersteigbereiche zahlreiche Kellerabgänge, Treppenfundamente der Erdgeschosszugänge und momentan nicht näher zu interpretierende Vorbauten dokumentiert (Abb. 45). Sie korrespondieren weitgehend mit den in den Wegebauarten von 1856 eingezeichneten Haus- und Kellerabgängen. Demnach erfolgten ab der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Umbauten der Häuser, die eine Verlegung des Erdgeschosszugangs von der Mitte an die Seite und die weitgreifende Umgestaltung der Binnenstruktur der einzelnen Geschosse mit sich führte. Die ehemaligen Kellerzugänge wurden vermauert – mit Kellerfenster oder als Abstellraum der Mülltonnen umfunktioniert.

Sie zeugen von der Anpassung der Funktion von einer merkantilen zu einer auf Wohnzwecke optimierten Nutzung. Die zugehörigen Treppenanlagen oder Substruktionen blieben im Erdreich teilweise erhalten. Weiter wurden – vor allem durch die Hausanschlussgruben – die Kellermauern in Ausschnitten erfasst: Wichtig hierbei sind die Art und Tiefe der Gründung und die vereinzelt erfassten Baufugen zwischen den einzelnen Gebäuden (Abb. 46 und 47).

<sup>22</sup> Vgl. D. Rieger, Archäologische Untersuchungen im Innenstadtbereich der Hansestadt Lübeck 2019, in: M. Schneider (Hrsg.), Archäologie Lübeck 2019, Lübeck 2021.



Abb. 48 Blick auf die „Burgtorterrasse“, Wakenitzmauer 1 Ecke Kanalstraße mit dem integrierten Schafferturm vor dem 2. Weltkrieg.

## Entlang der nördlichen Wakenitzmauer: Von der Stadtbefestigung und dem Tivoli

Im Jahr 2020 wurden im nördlichen Bereich der Wakenitzmauer drei Bodeneingriffe im Zuge von Sanierung, Neubau und Leitungsverlegung notwendig, die neue und teilweise auch erste Erkenntnisse in einen Bereich des Welterbes lieferten, der archäologisch gesehen bislang relativ unbekannt war.

Im März und April wurden sanierungsbegleitende Bodeneingriffe auf dem Grundstück Wakenitzmauer 1 beantragt und archäologisch durchgeführt.<sup>23</sup> Das heute noch stehende Gebäude wurde 1906 erbaut und integriert den nordöstlichen Rundturm der Burgtorbefestigung – den sogenannten Schafferturm. Der Name bezieht sich auf den südlich an den Verlauf der Stadtmauer gelegten Hof des Ratsschenk, der beispielsweise in den Plänen von Seutter (um 1750), Behrens (1840) und bereits in veränderter Weise auch im Stadtplan von 1872 als Teilkomplex des 1837 hier errichteten Sommertheaters „Tivoli“ zu erkennen ist. Letzteres wurde 1903 abgebrochen und mit den rezenten Gebäuden überformt.



Abb. 49 Mauer- und Estrichbefunde des Tivolibaus von 1866.

Als Ergebnisse der Grabung sind hier vor allem Mauerwerksbefunde zu nennen, die in den Grabungsschnitten dokumentiert wurden. Es handelt sich um Mauer- und Estrichreste des Kellergeschosses des jüngeren Tivoli, das 1866 hier in einer zweiten Bauphase errichtet wurde (Abb. 49). Genauer gesagt sind dies die Reste der östlichen Kellermauer des Tivoli-Hauptgebäudes, deren Innenraum mit Zementestrich ausgegossen war (Abb. 50). In den Abbruchschichten fanden sich zudem Architekturfragmente profilierter Zementputzstücke, die von der ehemaligen Fassadengestaltung stammen. Unterhalb des Estrichs kamen massive Auffüllungen zutage, aus denen sich ein Potpourri der späten Pha-

se der Schafferei als Gastwirtschaft ableiten ließ. Neben Austernschalen und zerscherbtem Trink- und Schankgeschirr waren es vor allem über einhundert Bruchstücke von tönernen Tabakspfeifen, die vom *laissez faire* des Lübecker Barock zeugen. Inschriften auf den Pfeifenköpfen verweisen die Stücke auf eine Provenienz aus Gouda, Niederlande, wo die Pfeifenbäckermanufakturen jener Zeit diese Genussgerätschaften als Massenware herstellten.

Der zweite interessante Mauerwerksbefund datiert ebenfalls in die jüngere Tivoli-Phase von 1866. Es handelt sich um eine schmale, nur 45 cm breite Mauer mit in Kalkmörtel gesetzten Backsteinen von 6,3-7,2 x 13,3-13,6 x 27,2 cm Größe. Sie gehört als Wange zu einem gemauerten Gang, der in Fortsetzung der Kaiserstra-

<sup>23</sup> Die Ausgrabung Wakenitzmauer 1 HL 249 wurde unter der Leitung von A. Voigtmann durchgeführt, die Ausgrabungstechnik oblag K. Greve.



Abb. 50 Blick auf das Tivoligebäude an der Wakenitzmuer. Links am Bildrand der getreppte Abgang zum Durchgang zur Wakenitz.



Abb. 51 Die Nordwestecke der ehemaligen „Schafferey“ liegt in der Flucht der Stadtmauer des frühen 13. Jahrhunderts.

ße hier unter dem Tivoli hinunter zur Wakenitz hindurchführte (vgl. Abb. 50). Hier ist sowohl im Behrensplan als auch in den jüngeren Stadtplänen ein solcher Gang eingezeichnet, der in einem Steg im Fluss endete (Abb. 51). Im Straßenraum vor Wakenitzmuer 1 wurde zudem ein weiterer archäologischer Aufschluss bei Arbeiten an den Hausanschlüssen festgestellt.<sup>24</sup>

<sup>24</sup> Die Maßnahme Wakenitzmuer LV HL 277 vor Hausnr. 1 wurde von D. Rummert betreut.

Das Ergebnis war die Nordwestecke der ehemaligen Schafferey aus zwei ineinander verzahnten Backsteinmauern auf Findlingsfundamenten. In der Nord-Süd-Flucht darunter lagen stark gestörte Reste, die sogar noch zur Stadtmauerflucht des frühen 13. Jahrhunderts gehörten (Abb. 51 / 52). Überbaut wurde die Ecke von einer jüngeren Bauphase, als hier der Treppenabgang errichtet wurde, der zum bereits oben erwähnten Gang unter dem Tivoli überleitete. Dieses Mauerwerk selbst datiert aufgrund seiner Backsteinmaße von 7,4-8,4 cm Höhe und des verwendeten harten weißen Mörtels in die Zeit der Errichtung des jüngeren Tivolis. Auf einer Fotografie vom Ende des 19. Jahrhunderts sind das 1837 erbaute Eckhaus (Abriss Februar 1893) Kaiserstraße/Wakenitzmuer 1 und der betreffende Kellerabgang gut zu erkennen (Abb. 50).

Im August 2020 wurden vor dem Haus Wakenitzmuer 3 im Zuge der Neulegung von Entsorgungsleitungen vom Hinterhof auf die Straße archäologische Grabungen notwendig.<sup>25</sup>

Während die östliche Hofseite – vermutlich durch den Hausbau – vollständig gestört und daher befundfrei war, kamen

im Bereich des Gehweges Mauerwerksbefunde zum Vorschein. Bereits 2014 waren wenige Meter südlich vor dem Haus Wakenitzmuer 3a Reste der mittelalterlichen Stadtmauer zutage getreten.<sup>26</sup> Sie verläuft ca. 2,5 m westlich vor der heutigen Straßenflucht, besteht aus Klosterformat-

<sup>25</sup> Die Maßnahme Wakenitzmuer 3 HL 267 wurde von M. Grabowski und D. Rummert durchgeführt.

<sup>26</sup> Vgl. I. Schalles, 29. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2014/2015, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte, Band 95 (2015), 383ff.



Abb. 52 Untere Lage der pot. Stadtmauer, überbaut von der Nordwestecke des Tivoli mit späterem abgetreptem Durchgang zur Wakenitz.

backsteinen mit Abmessungen von 9-10 x 12-14 x 27-29 cm und datiert in das frühe 13. Jahrhundert.

Etwas weiter nördlich, folglich im Bereich der neuerlichen Grabung, entstand das bereits genannte Sommertheater Tivoli (1837-1903), dessen Fassade exakt der Bauflucht der Befestigung folgte. So wundert es nicht, dass im betreffenden neuen Grabungsabschnitt im Gehwegbereich zwei Mauern des 19. Jahrhunderts angetroffen wurden, die aus kleinformatigen Backsteinen in Zementmörtel bestanden. Sie gehörten zum Ausbau des Tivoli, wie er im Stadtplan von 1872 zu erkennen ist. An dieser Stelle, wo auch heute die Straße einen markanten Knick macht, findet sich noch im Behrensplan von 1840, der die

erste Phase des Tivoli zeigt, in der aber noch die Stadtmauer vorhanden war, den Mauerturm südlich der bereits oben genannten Schafferei (Abb. 51).



Abb. 53 Im 19. Jahrhundert wurde an die ehemalige Stadtmauer des frühen 13. Jahrhunderts direkt angebaut - hier mit einem verputzten Lichtschacht.

Die nördlich davon unlängst freigelegten Reste gehören zur Stadtmauer, an die die Mauern des 19. Jahrhunderts angebaut und zu einem Lichtschacht umfunktioniert wurden (Abb. 53). Die Fluchtlinie der Westseite der ehemaligen Schafferei, die auf bzw. an die Stadtmauer gebaut war, verlief dann geradlinig auf die Burgtorfront zu und neben den noch heute stehenden und seitlich flankierenden Schafferturm, der als freistehender Rundturm zur Wakenitz hin errichtet wurde.



Abb. 54 Nahaufnahme eines sehr akkurat ausgeführten Verbindungsdetails des Kamrades.

## Ein Kammrad aus der Fischstraße 27: Technik, die begeistert

Selbst noch Jahre nach dem Ende der Großgrabung im Gründungsviertel treten bei späteren, wesentlich tiefer reichenden Baumaßnahmen ungeahnt weitere Befunde zutage. In diesem Fall wurde im April und Mai 2020 bei Ausbrucharbeiten an einer bereits im Großprojekt dokumentierten frühneuzeitlichen Backsteinkloakenanlage der Bereich unterhalb der Konstruktion für den Bau der Tiefgarage zwischen Braunstraße, Fischstraße und Einhäuschen-Querstraße freigelegt.<sup>27</sup>

Als Fundamentierung und gleichzeitig als Schalblone für den Kloakenschacht diente ein zweitverwendetes Kammrad, vermutlich ehemals zu einem Kran oder einer Mühle gehörend (Abb. 55 a+b). Das Eichenrad hat einen äußeren Durchmesser von 196-200 cm, im Inneren beträgt dieser 148-150 cm. Die Breite des Holzrades liegt bei 24,5 cm, die Höhe bei durchschnittlich 17,5 cm. Das in vier Teile zerrissene Kammrad bestand ursprünglich aus zwei einzelnen Holzringen, die mit 2 cm weiten Holzdübeln miteinander verbunden waren. Insgesamt wurden in der sehr akkurat gearbeiteten Konstruktion 116 Eichendübel verwendet, je 58 im äußeren und inneren Dübelkranz. Diese 58 ca. 4 cm weiten Bohrungen zwischen den Dübelkränzen dienten zur Aufnahme der einzelnen Zähne, die jedoch vor der Zweitverwendung des Kammrads als hölzernes Fundament der Kloake gezogen worden waren. Der untere, ca. 24 cm breite und ca. 8,5 cm starke Holzring besteht aus ursprünglich vier Teilen, die stumpf gegeneinanderstoßen. Auf der unteren Seite befinden sich vier rechteckige, 6 cm tiefe Aussparungen mit jeweils einer Bohrung. Hier wurden die Achsen befestigt. Der obere ca. 24,5 cm breite und ca. 9 cm starke Holzring besteht aus ursprünglich fünf Teilen, die an den Enden schräg zugeschnitten wurden und sich dort so bis ca. 40 cm überblatten. Nur durch die oben genannten 116 Holzdübel bilden die Einzelteile eine Einheit.

Interessanterweise war der Kloakenschacht in eine ältere Holzkloake gebaut worden, deren Holzwände gleichzeitig als Aussteifung der Bau-

grube dienten (Abb. 56). Die Eichen- und Erlenholzkonstruktion wurde dendrochronologisch jahrgenau auf 1220 datiert, die des Kammrades steht noch aus. Ein vergleichbarer Fund eines Kammrades stammt von der Alfstraße 17, das exakt gleiche Merkmale und Dimensionen aufweist. Dies datiert in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts, wird zurzeit restauriert und hoffentlich demnächst ausstellungsfertig.<sup>28</sup> Das seit 2013 im Bestand der Sammlung der Archäologie der Hansestadt Lübeck befindliche Kammrad wurde zur weiteren Bearbeitung an den Konservator Ralf Riens in Konstanz übergeben. Das Objekt war während der Großgrabung in den Jahren 2009-2016 als Unterbaukonstruktion für eine hochmittelalterliche Brunnenanlage in der Alfstraße freigelegt und geborgen worden. Danach wurde das ebenfalls als ehemaliges Mühl- oder Kranrad angesprochene Objekt der intensiven Reinigung durch eine Wässerung unterzogen. Aufgrund fehlender Technik konnten über diesen ersten Arbeitsschritt hinaus jedoch keine weiteren Erhaltungsmaßnahmen an dem Großobjekt aus Nassholz in der hauseigenen Restaurierungswerkstatt durchgeführt werden.

Eine im vergangenen Jahr laufende Corona-Förderlinie seitens der Ernst-von-Siemens-Stiftung bewilligte dankenswerter Weise die notwendigen Gelder für eine weitere Bearbeitung und Fertigstellung dieses Kammrades, das als eines der ältesten im archäologischen Kontext gilt. Die Stiftung möchte damit nicht nur den Erhalt wichtiger Menschheitszeugnisse unterstützen, sondern auch freischaffende Restauratoren, die in der jetzigen Situation ebenfalls von Auftragsrückgängen betroffen sind, am Markt halten. Hinzu kommt in einigen Restaurierungsbereichen die Problematik, dass Bezugsmöglichkeiten für Arbeitsmaterialien und Schutzkleidung zu Gunsten der medizinischen Einrichtungen wegfielen, oder diese Produkte rasant im Preis stiegen. Die staatlichen Corona-Hilfsprogramme von Bund und Ländern sind für diesen Berufszweig der zumeist freischaffenden Einzelkämpfer leider nur bedingt anwendbar.

<sup>27</sup> Die Maßnahme wurde von M. Grabowski und D. Rummert betreut, die Restaurierungskonzeptionen und -vorarbeiten wurden von S. Morgenstern erstellt bzw. durchgeführt. Ich danke allen Kolleg:innen für die Zurverfügungstellung ihrer Arbeits- und Dokumentationsunterlagen.

<sup>28</sup> Vgl. dem Beitrag von J. Harder in: M. Schneider (Hrsg.), die Ausgrabungen im Lübecker Gründungsquartier I – Die Siedlungsgeschichte, Lübeck 2019.

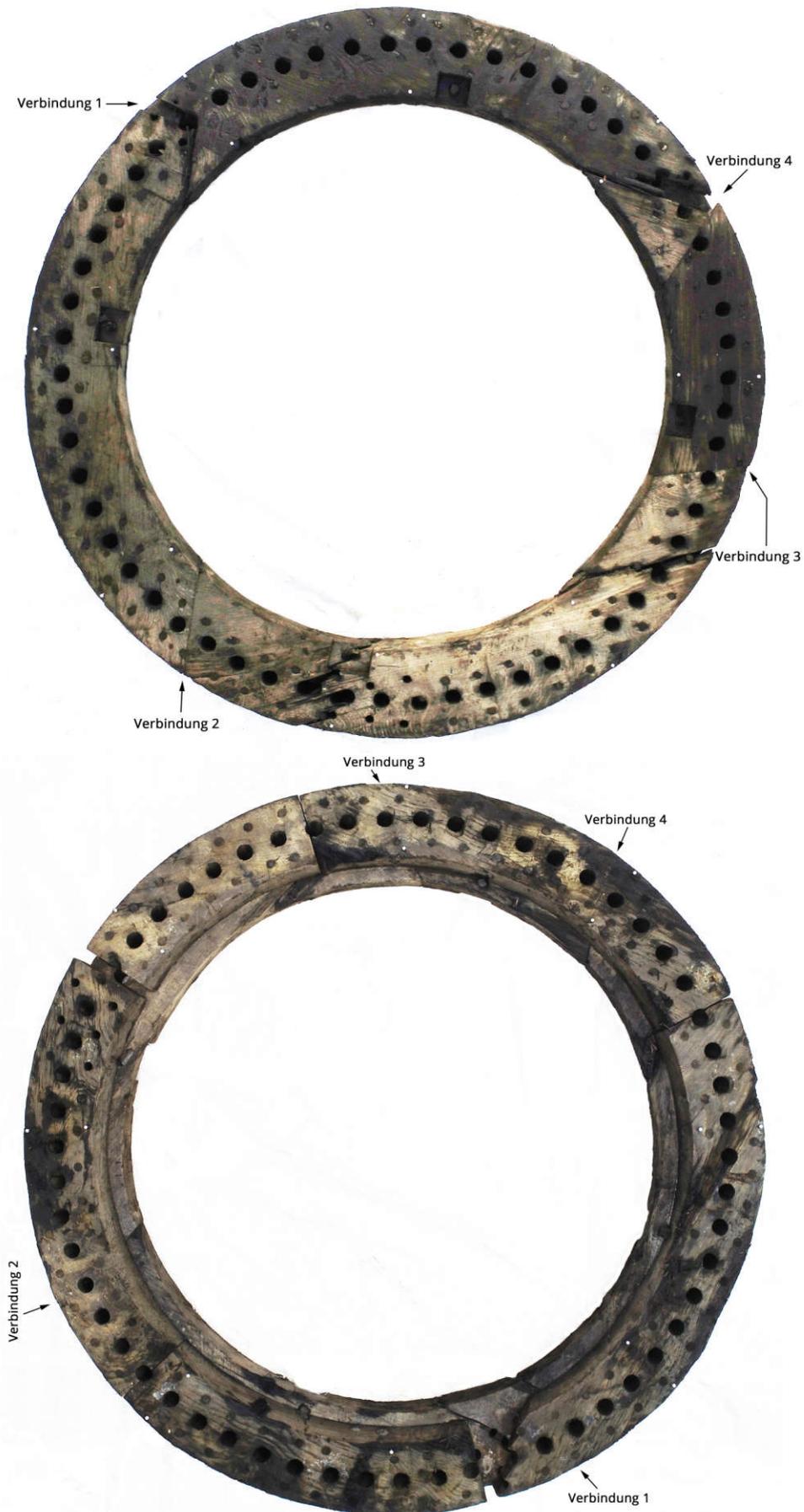


Abb. 55 Fotogrammetrische Aufnahme des gesamten wieder zusammengesetzten Kammrades mit allen baulichen Details.



Abb. 56 Unterhalb der Backsteinkloake liegt das (hier halbierte) Kammrad als Schablone für den Aufbau.

Anfang Juni gingen die 10 Teile des insgesamt 250 kg schweren und vollständigen Kammrades auf den Weg nach Konstanz. Dort führt seitdem der beauftragte und schon länger mit der Lübecker Archäologie erfolgreich zusammenarbeitende Restaurator Ralf Riens die dringend notwendigen weiteren Arbeitsschritte aus und bringt das Objekt in einen präsentationsfertigen Zustand. Man darf gespannt sein, wann und wo wir dieses Objekt nach der Rückkehr in etwa zwei Jahren hier in Lübeck begutachten können.

Kammräder generell sind hervorragende Beispiele für die Handwerksfertigkeit und Ingenieurskunst der damaligen Zeit. Sie sind technikgeschichtlich bedeutsam, zählen sie doch zu den ältesten großen, archäologischen Befunden, die Technik erlebbar machen. Bergung und anschließende Konservierung sind daher als selbstverständlich anzusehen. Allerdings ist die Vorbereitung in Wässerungsbecken sowie Tränkungen und die kontinuierliche Überwachung des teilweise beträchtlichen Substanzabbaus des Holzes eine zusätzliche große Aufgabe. Hinzu kommt noch das schiere Gewicht der Holzstücke, die

wie das Stück von der Alfstraße, mit 180 kg Trockengewicht und einer 35%igen Durchfeuchtung immerhin auf ein Total von 243 kg kommen.



Abb. 57 Blick auf den Dom und die Reste der Klausuranlagen vor dem Bau des Museums.

## Dom: An den Türmen hinab

Im April und im Mai 2020 wurden an den Domtürmen zwei Sondagen angelegt, um in Vorbereitung für deren Sanierung Aufschlüsse über die Fundamentierung zu erlangen.<sup>29</sup> Die kleinflächigen Grabungsabschnitte lagen im Norden des Nordturmes und im Süden des Südturmes. Nach bisherigen Untersuchungen gehören beide Türme in ihren Grundzügen zum Dombau aus dem Jahr 1173.

Am Nordturm kam erstaunlicherweise das massive Findlingsfundament, dessen Unterkante freilich nicht erreicht wurde, bereits nach zwei Backsteinlagen unterhalb des heutigen Gehwegniveaus zum Vorschein (Abb. 58). Dabei wurde festgestellt, dass direkt auf den Findlingen noch eine Lage ungestörtes mittelalterliches Mauerwerk auflag, bestehend aus stellenweise noch den romanischen Steinen des 12. Jahrhunderts von 7,5-8,0 x 12,2-13,0 x 29,5-30,0 cm Größe. Baugrubenverfüllung und Bauhorizont der ersten Backsteinlage waren in den angrenzenden Erdprofilen deutlich zu erkennen. Ebenso deutlich erkennbar war eine direkte Zäsur im aufgehenden Mauerwerk. Über der ältesten Backsteinlage ist eine dicke, fast 8 cm hohe Mörtelfuge aufgebracht, über der moderne Backsteine eingefügt sind. Hierbei handelt es sich um Reparaturmaßnahmen nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges, die sich auch in der Fläche und den Profilen durch einen umgelagerten Grabstein sowie helle, sterile Sandschichten erkennen lassen.

Am Südturm wurde die Sondage nur wenige Dezimeter tief ausgeführt, denn auch hier zeigte sich sehr schnell das mächtige Fundament (Abb. 59). Auf dem Bild nicht zu sehen ist – wie beim Nordturm – das zuunterst liegende Findlingsfundament, auf dem ebenfalls eine Binderreihe aus Backsteinen mit den Maßen 7,5-9,0 x 13,0-14,0 cm auflag. Darüber folgt eine Lage aus Kalksteinquadern von rund 17 cm Höhe und eine weitere Binderreihe aus Backsteinen von 7,5-9,0 x 13-15 cm Größe.



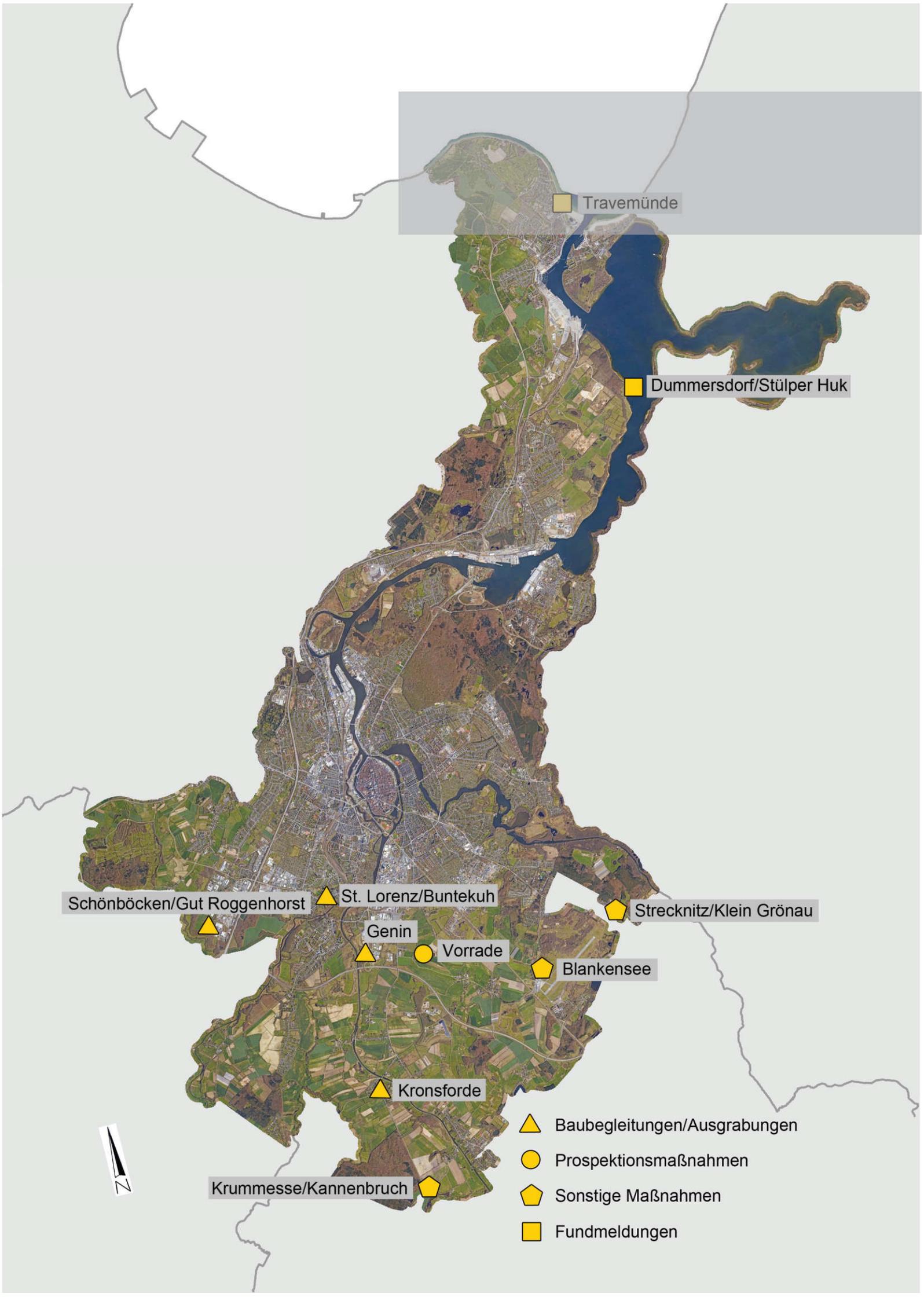
Abb. 58 Fundamentierung des nördlichen Domturmes in originaler Lage aus dem 12. Jahrhundert.



Abb. 59 Fundamentierung des südlichen Domturmes in originaler Lage sowie Anschluss der Klausur.

Stumpf an das Turmfundament schließt eine Backsteinmauer an, deren Breite nicht vollständig freigelegt werden musste. Es handelt sich um die zum Mühlendamm orientierte Mauer des westlichen Klosterflügels. Dieser bildete das um 1466 errichtete Predigerhaus, das im Erdgeschoss zweischiffig mit acht Jochen ausgeführt war und dessen Mauerfassade zum Hof noch bis heute erhalten ist. Die Mauer war stellenweise aus sekundär verwendeten romanischen Backsteinen von rund 7 cm Höhe, aber auch jüngeren von 8,0-9,0 cm Höhe, 12,5-13 cm Breite und 28-29 cm Länge in weißem Kalkmörtel gebaut. Der Flügel wurde 1889/1893 durch den im Zweiten Weltkrieg zerstörten Museumsbau bis auf die erwähnte Mauer zerstört.

<sup>29</sup> Die Maßnahme Dom HL 256 wurde von M. Grabowski und D. Rumert durchgeführt.



Travemünde

Dummersdorf/Stülper Huk

Schönböcken/Gut Roggenhorst

St. Lorenz/Buntekuh

Strecknitz/Klein Grönau

Genin

Vorrade

Blankensee

Kronsforde

Krummesse/Kannenbruch

- ▲ Baubegleitungen/Ausgrabungen
- Prospektionsmaßnahmen
- ⬠ Sonstige Maßnahmen
- Fundmeldungen



# Archäologie im Jahr 2020

## Jahresbericht zur Archäologie im Lübecker Landgebiet

Ingrid Sudhoff

**A**uch in 2020 mussten wieder zahlreiche Bauvorhaben und Verfahren der Bauleitplanung auf archäologische Relevanz geprüft und dazu Stellung genommen werden, denn trotz der Coronapandemie liefen Planungen und Ausführungen der Vorhaben ohne große Einschränkungen weiter. Einige davon führten zu archäologischen Untersuchungen unterschiedlicher Art.

In Genin (Fdst. 5.08.40) wurde ein Einsatz notwendig, um 8.000 m<sup>2</sup> Fläche in einem Gebiet mit einer Vielzahl vor- und frühgeschichtlicher Fundstellen zu überprüfen, wobei jahrtausendealte Siedlungsspuren aufgedeckt wurden. In Kronsförde (Fdst. 5.13.11) wurden die Leitungsverlegungen der Entsorgungsbetriebe Lübeck fortgesetzt und abgeschlossen und dabei auch endlich das schon seit dem 19. Jahrhundert bekannte, aber bisher noch nicht lokalisierte Urnengräberfeld nachgewiesen. Auf Gut Roggenhorst (Fdst. 5.25.03) fanden gleich zwei Maßnahmen statt: zum einen die denkmalgerechte Sanierung des sogenannten „Berchfrieds“, zum anderen eine Ausgrabung auf dem zentralen Gutsplatz im Vorfeld eines Neubauvorhabens der Vorwerker Diakonie gGmbH. In St. Lorenz/Buntekuh (Fdst. 5.03.70) waren Notbergungen auf einem Baufeld für neue Wohnbebauung notwendig: Hier stand bis in die 1960er Jahre eine Dampf-Ziegelei mit Dampf-Kornbrennerei aus dem späten 19. Jahrhundert.

Weiterhin gab es noch verschiedene kleinere Einsätze und eine Vielzahl an Fundmeldungen, die hier nicht alle beschrieben werden können. Eine kleine Auswahl der unterschiedlichsten Tätigkeiten soll aber einmal darlegen, wie vielfältig

die Aufgaben der archäologischen Denkmalpflege im Lübecker Landgebiet sind (Abb. 1).

Im Bericht sind die Maßnahmen diesmal nach ihrer zeitlichen Einordnung von der Steinzeit bis ins 20. Jahrhundert geordnet. Kleinere Maßnahmen führten die Techniker des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege M. Grabowski, D. Rummert sowie die Berichterstellerin durch, unterstützt von unserem FSJ'ler L. Böckmann und Freiwilligen der Jugendbauhütte Lübeck.<sup>1</sup> Bei größeren Maßnahmen wurden externe Grabungsteams eingesetzt. Allen Mitarbeitern sei an dieser Stelle für ihren trotz der Corona-Auflagen engagierten Einsatz noch einmal ausdrücklich gedankt.

Wie in den vergangenen Jahren unterstützten uns wieder Privatpersonen, die ihre Freizeit in den Dienst der Archäologie stellen. Zu nennen sind hier Dr. H. Radloff und seine Frau, die auch in diesem Jahr durch Oberflächenbegehungen neue Fundstellen entdeckten und alte überprüften. D. Asmussen erkundete mit Genehmigung der oberen Denkmalschutzbehörde überplante Flächen mit dem Metalldetektor. Wieder andere kümmerten sich ehrenamtlich um die Kontrolle einiger Bodendenkmale. So erhielten wir viele wertvolle Hinweise und Informationen zu den Grenz- und Flursteinen durch C. Finzel und J. Tappenbeck. Gemeldete Zufallsfunde ergänzen unser Wissen über archäologische Kulturdenkmale und liefern Puzzlesteine zur Geschichte und Entwicklung des Lübecker Landgebietes.

<sup>1</sup> Unser Dank geht an I. Vesely, E. Janssen und die Freiwilligen dieses Jahrgangs für ihren oft sehr kurzfristig erfolgten Einsatz. Besonders die Baustelle in St. Lorenz verlangte den Jugendlichen viel ab.



Abb. 2 Drohnenfoto auf die Fundstelle am Estlandring. Der dunkle Bereich markiert den freigelegten Siedlungsbefund.

## Gemarkung Genin/Fdst. 5.08.40: Neues aus dem Gewerbegebiet Genin-Süd – Archäologische Funde vom Estlandring 6

**K**urz vor Weihnachten 2019 stellte M. Grabowski bei der Kontrolle einer Baustelle im Gewerbegebiet Genin-Süd fest, dass auf dem Grundstück Estlandring 6 Erdbewegungen stattgefunden hatten. Eine große Mutterbodenmiere deutete an, dass hier der Oberboden abgeschoben worden war. Eine Baugenehmigung und eine Baubeginnanzeige lagen bis dato nicht vor. Allerdings war im Oktober 2019 ein Bauantrag für dieses Grundstück eingegangen.

Der nördliche Teil der Fläche war schon 2007 archäologisch untersucht worden<sup>2</sup>, aber nur etwa bis auf Höhe der o.g. Mutterbodenmiere. Der Bereich südlich davon war als Parkplatzfläche überplant, die nach Abtragen des Oberbodens mit Sand planiert werden sollte. Diese Arbeiten waren für die zweite Jahreshälfte 2020 angesetzt. Aufgrund der Nähe zu der älteren Ausgrabungsfläche und weiterer vor- und frühgeschichtlicher Fundstellen war daher eine Einbindung und rechtzeitige Benachrichtigung der Archäologie über alle erforderlichen Bodeneingriffe sowie ein Zeitfenster für die Begehung der immerhin 8.000 m<sup>2</sup> messenden Fläche und die Untersuchung von etwaigen Befunden zwingend erforderlich.

Bei einer am 9. Juli durchgeführten ersten Begehung entdeckte die Berichterstatteerin neben einigen Lesefunden auch eine flächige Bodenverfärbung mit erkennbaren Keramikfragmenten und Hüttenlehm. Die eigentliche Untersuchung des Befundes erfolgte am 14. und 15.07.2020 durch M. Grabowski.

### Lage der Fundstelle (Abb. 2)

Die Fundstelle 5.08.40 befindet sich in dem seit Beginn der 2000er Jahre überplanten und in Bebauung befindlichen Gewerbegebiet Genin-Süd. Topografisch handelt es sich um einen interessanten Geländesporn, der sich vom alten Ortskern des schon 1163 ersterwähnten Dorfes

Genin nach Süden bis zum feuchten Niederungsgebiet des Sauren Bruchs bzw. der heute dort verlaufenden Autobahn 20 zieht. Im Westen fällt das Gelände zum Elbe-Lübeck-Kanal, ehemals Stecknitz-Kanal bzw. Stecknitz, steil ab. Im Osten begrenzt ein weiteres Niederungsgebiet den Höhenzug. Es handelt sich hier also um eine besonders siedlungsgünstige Lage, die ihren Niederschlag in einer Vielzahl von Fundstellen aller vor- und frühgeschichtlicher Epochen gefunden hat.

### Forschungsgeschichte (Abb. 3)

Erste Untersuchungen im Gewerbegebiet Genin-Süd erfolgten ab 2001 beim Bau der Autobahn 20 und dem von Norden kommenden Zubringer, der heutigen Baltischen Allee.<sup>3</sup> Einige Fundstellen waren schon länger bekannt (Fdst. 5.08.03, 5.08.13, 5.08.07, 5.08.08, 5.08.11, 5.08.12, 5.08.15, 5.08.16). Ihre zeitliche Einordnung reicht von der mittleren Steinzeit (Mesolithikum, ab ca. 10.000 v. Chr.) bis ins Mittelalter und die frühe Neuzeit. Besonders das Vorkommen zahlreicher vorgeschichtlicher Funde legte schon damals die Vermutung einer über Jahrtausende besuchten Siedlungskammer nahe. Während der Untersuchungen der Jahre 2001 und 2002 wurden zahlreiche weitere Fundstellen entdeckt (Fdst. 5.08.19-5.08.37).<sup>4</sup>

Auch hier reicht die Datierungsspanne von der Steinzeit (spätes Mesolithikum / Neolithikum, 6.-3. Jt. v. Chr.) bis in die slawische Zeit. Unter anderem ein besonderer Fund, eine bronzezeitliche Urne (Fdst. 5.08.26), entdeckt auf der Trasse der Baltischen Allee, führte im Jahre 2007 zu einer größeren Flächengrabung, da das Gelände für die Errichtung eines Möbelhauses verkauft worden war. Diese Maßnahme ist unter der Fund-

<sup>3</sup> Diese Untersuchungen führte die Berichterstatteerin selbst durch. Die Dokumentation dieser Maßnahmen befindet sich im Ortsaktenarchiv des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie.

<sup>4</sup> Die Untersuchungen beschränkten sich damals im Wesentlichen auf baubegleitende Maßnahmen während der Erschließung des Autobahnzubringers und einiger Straßenzüge sowie auf einige wenige Testgrabungen auf den damals schon brach liegenden Parzellen. Da die meisten Flächen schon aus der landwirtschaftlichen Nutzung genommen waren, waren systematische Oberflächenbegehungen nur noch an wenigen Stellen erfolgreich.

<sup>2</sup> Die damaligen archäologischen Untersuchungen wurden geleitet von K.-P. Suchowa als Archäologen und O. Meyer als Grabungstechniker. Die Dokumentation befindet sich unter der Fundstellennummer 5.08.27 im Ortsaktenarchiv des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie.

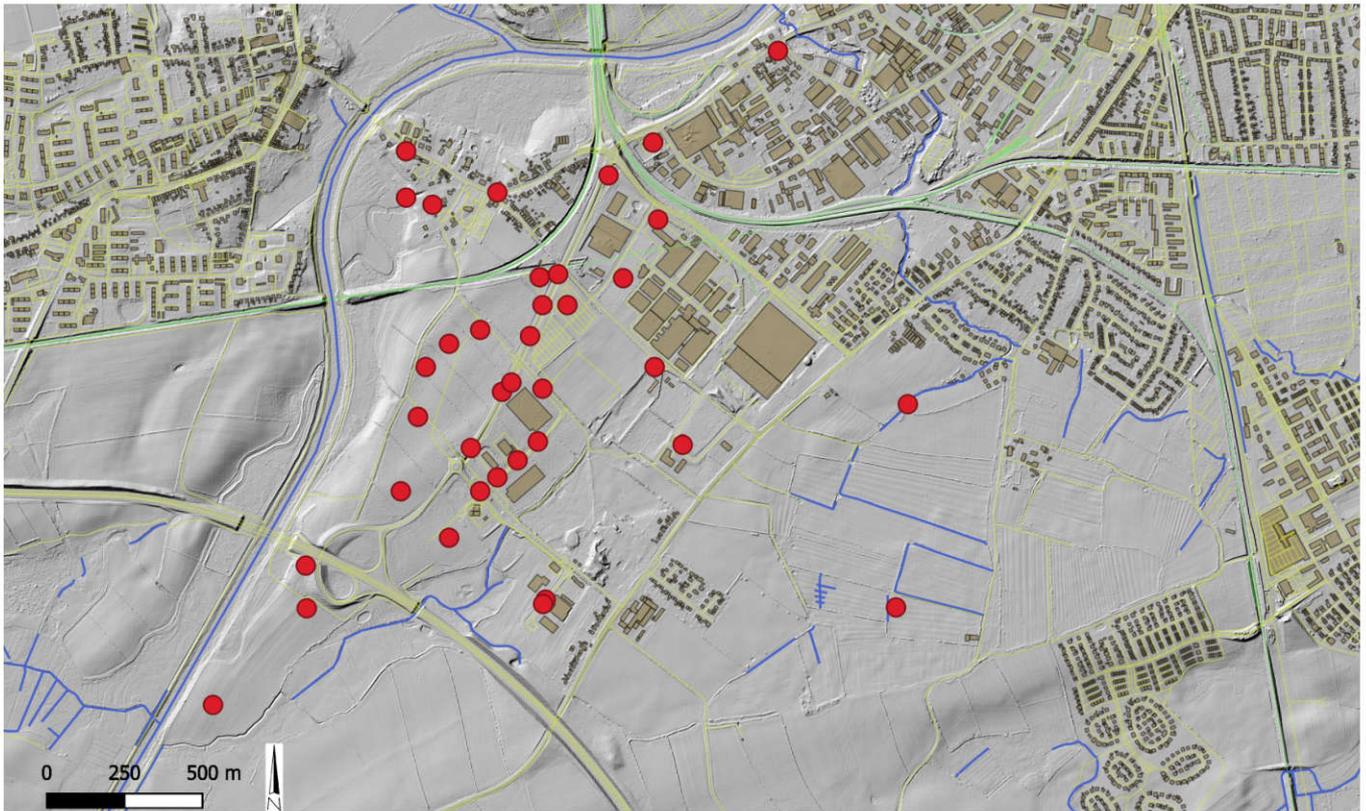


Abb. 3 Archäologische Fundstellen in der Gemarkung Genin. Gut erkennbar ist die Massierung im Bereich des Gewerbegebietes Genin-Süd.

stellenummer 5.08.27 im Ortsaktenarchiv des Bereichs Archäologie abgelegt. Von Februar bis September 2007 wurde eine Fläche von ca. 12 ha untersucht. Die Befunde – Siedlungsgruben, Grubenhäuser, Feuerstellen und Bestattungen – datieren u. a. in eine besonders frühe Phase des Neolithikums (Beginn der Trichterbecherkultur, Ende 5. Jahrtausend v. Chr.) und die jüngere Bronzezeit (ca. 1.000-500 v. Chr.). Weiterhin wurden viereckige, mit modernem Material verfüllte Gruben beobachtet, die vom Ausgräber K.-P. Suchowa als ehemalige Ausgrabungsstellen interpretiert werden und auf eine nicht dokumentierte Untersuchung im frühen 20. Jahrhundert hindeuten.<sup>5</sup>

Die Funde und Befunde bestätigen somit eine mehrperiodige Nutzung dieses Platzes spätestens ab dem 5. Jahrtausend vor Christus.

Abb. 4 Der Siedlungsbefund von 2020 im Planum.



## Grabung 2020

Die im Juli 2020 erfassten Funde und Befunde wurden südlich der damaligen Ausgrabungsfläche von 2007 angetroffen. Auf dem ca. 8.000 m<sup>2</sup> großen Gelände, das bis auf den gewachsenen Boden (Sand und Lehm) in einer Tiefe von ca.

<sup>5</sup> Siehe hierzu Grabungsbericht 5.08.27 wie Anmerk. 2.

60 cm unter heutigem Straßenniveau freigelegt worden war, wurden nur noch ein max. 10 cm eingetiefter Grubenrest von ca. 2,8 m Länge und 1,3 m Breite sowie zwei als Pfostengruben interpretierte kleinere Befunde festgestellt (Abb. 4). Die Pfostengruben gehören funktional vermutlich zu dem Grubenbefund. Diese mit einem schwach humosen schluffigen bis lehmigen Sand verfüllte Grube enthielt stark zerscherbte Gefäßreste und ein wenig Hüttenlehm. Auch kleinere, aber unspezifische Feuersteinabschläge und -absplisse wurden aufgefunden. Die Keramikfragmente stammen von mehreren Gefäßen handgemachter Ware, die unter Vorbehalt weiterer Untersuchungen in die jüngere Bronzezeit (Ende 2./Anfang 1. Jt. v. Chr.) datiert werden, da Parallelen zu Funden aus der Grabung von 2007 bestehen. Die Formen gehören allerdings nicht zu den zeittypischen Kegelhalbsgefäßen. Eine C14-Untersuchung der Bodenprobe steht noch aus.

Weiterhin fanden sich auf der Fläche verteilt einige Feuersteinartefakte, von denen als besondere Funde ein Restkern (spätmesolithisch bis frühneolithisch) (Abb. 5) und ein Kratzer (wohl neolithisch) (Abb. 6) zu nennen sind.



Abb. 5 Lesefund von der untersuchten Fläche. Hierbei handelt es sich um einen Kernstein aus dem späten Mesolithikum/frühen Neolithikum.

Aufgrund der nur noch flach erhaltenen Grube kann nicht ausgeschlossen werden, dass in der näheren Umgebung durch sowohl landwirtschaftliche Nutzung als auch unbeobachteten Bodenabtrag weitere Befunde zerstört wurden. Einmal mehr zeigt diese Maßnahme, dass durch die Anlage dieses Gewerbegebiets eine spätestens seit dem Mesolithikum dauerhaft vom Menschen genutzte und geprägte Kulturlandschaft zerstört wird und leider auch schon viele Flächen ohne archäologische Begleitung bebaut wurden. Grundsätzlich erweist es sich außerdem als bedenklich, bei großflächigen Baumaßnahmen nur auf die Fundmeldepflicht nach § 15 DSchG S-H zu setzen, da Befunde und Funde, wie sie hier gemacht wurden, kaum beim Bodenabtrag mit großen Maschinen wie Bagger oder Kettenraupe festgestellt werden können.



Abb. 6 Ebenfalls als Lesefund fand sich dieser Kratzer aus einem dunkelgrauen Feuerstein, der schon ins Neolithikum (die Jungsteinzeit) zu datieren ist.



Abb. 7 Luftbild mit Blick auf Kronsforde. Die Urne wurde auf einem Grundstück an der nach Süden aus dem Ort hinaus führenden Kronsforde Hauptstraße gefunden.

## Gemarkung Kronsforde/Fdst. 5.13.11: Endspurt in Kronsforde Letztlich doch noch eine Urne

Über die Leitungsverlegungen der Entsorgungsbetriebe Lübeck (kurz EBL) und deren archäologische Begleitung ist schon in den letzten beiden Jahresberichten ausführlich geschrieben worden.<sup>6</sup> Im Frühjahr 2020 konnten diese nun endlich abgeschlossen werden (Abb. 7).<sup>7</sup> Die Arbeiten konzentrierten sich am Ende der Maßnahme besonders auf den Hauptkanal der Schmutzwasserleitung und die dazugehörigen Hausanschlüsse in der Kronsforde Hauptstraße Richtung Süden, nach Bliestorf. Genau in diesem Bereich ist das im 19. Jahrhundert entdeckte Urnengräberfeld der vorrömischen Eisenzeit (ca. 500 v. Chr. bis ca. Chr. Geb.) zu verorten (Abb. 8).<sup>8</sup> Umso aufmerksamer waren die Bauarbeiten zu kontrollieren. Lange Zeit veränderte sich die Befundlage im Leitungsgraben gegenüber den schon 2018 und 2019 gemachten Beobachtungen kaum: Unterhalb moderner Auffüllschichten liegen Kulturschichten aus der frühen Neuzeit und dem späten Mittelalter, manchmal darunter auch sehr unscheinbare und kein bis wenig Fundmaterial liefernde vorgeschichtliche Gruben, aber keine sehr aussagekräftigen Befunde. Auch die Hausanschlüsse lieferten keine weiteren Erkenntnisse zur Geschichte des Ortes.

Daher wurde schon gar nicht mehr damit gerechnet, dass noch etwas Besonderes auftre-

<sup>6</sup> Vgl. zu 2018/2019: I. Schalties-Jocić, 32. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2018/2019, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte Band 99, 2019, 299-300 und 2019: I. Sudhoff, Jahresbericht zur Archäologie im Lübecker Landgebiet 2019, in: D. Rieger, M. Schneider, Hrsg., Archäologie Lübeck 2019, Lübeck 2020.

<sup>7</sup> Bis Ende Januar 2020 wurde die Maßnahme durchgeführt von K. Siegfried und M. Ziesmann. Im Februar übernahmen H. Kräling und D. Fuchs, die jedoch ab März gleichzeitig die Grabung auf Gut Roggenhorst durchführen mussten. Allen sei für Ihren Einsatz und die Überlassung der Grabungsdokumentation gedankt.

<sup>8</sup> Die Informationen über diese Grabfunde sind leider nur sehr spärlich überliefert. So finden sich in der Ortsakte des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie, lediglich die Notizen von Dr. Alfred Tode: „Von den zahlreichen Tonscherben, die gefunden wurden, ist nichts erhalten. Auch Beigaben wurden nicht beachtet. So dass über die Datierung dieses wohl eisenzeitlichen Friedhofs nichts gesagt werden kann.“

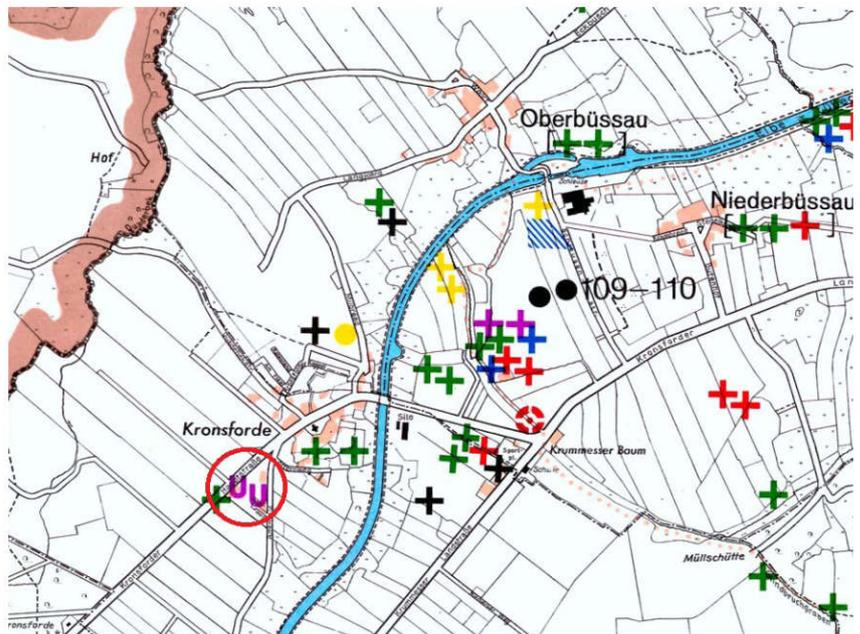


Abb. 8 Ausschnitt aus der archäologischen Karte. Der rote Kreis markiert die angenommene Lage des Urnengräberfeldes.

ten könnte. Doch kurz vor Abschluss der Arbeiten stießen die Bauarbeiter im Hausanschluss der Kronsforde Hauptstraße 65 im fast sterilen Sand ca. 1 m unter der heutigen Oberfläche auf ein Keramikgefäß gefüllt mit kalzinierten Knochen, eine Urnenbestattung (Abb. 9). Einen Teil des Gefäßes hatte der Bagger schon zerstört, so dass diese Scherben aus dem Abraum geklaubt werden mussten. Einige gingen auch vollständig verloren. Nach Dokumentation und tachymetrischer Einmessung des Befundes wurde die Urne sorgfältig weiter freigelegt und möglichst zusammenhängend geborgen. Dabei traten auch noch Steine zutage, von denen das Gefäß zum Schutz umgeben war. Für die Eisenzeit in unserem Raum nicht ungewöhnlich, sind doch von zahlreichen systematisch untersuchten Brandgräberfeldern unterschiedliche Steinsetzungsformen überliefert. Die Urne mitsamt Leichenbrand und Steinen wurde in die Restaurierungswerkstatt des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie, überführt, um dort sorgfältig restauratorisch behandelt zu werden.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> Die Freilegung und Restaurierung übernahm M. Hauser als studentischer Praktikant in der Restaurierungswerkstatt, betreut von S. Morgenstern. Sein Bericht findet sich ebenfalls unter Aktuelles in diesem Jahresbericht.



Abb. 10 Restaurierte Urne aus der älteren vorrömischen Eisenzeit.



Abb. 9 Rest der freigelegten Urne im anstehenden Sand. Ein Teil des Gefäßes wurde vom Bagger zerstört.



Abb. 11 Randscherbe mit eingedrücktem Rand. Unklar ist, ob diese Scherbe von der Urne oder dem Deckelgefäß stammt.

Als Ergebnis stellte sich heraus, dass die Urne mit einer Deckelschale versehen war. Urne und Deckelschale können aufgrund der typischen Form in die ältere vorrömische Eisenzeit (um etwa 500 v. Chr.) datiert werden (Abb. 10). Beigaben enthielt die Urne nicht. Eine Analyse des Leichenbrands steht noch aus, so dass zu Ge-

schlecht und Alter des oder der Bestatteten noch nichts ausgesagt werden kann. Auffallend ist ein Keramikfragment, welches weder direkt an die Urne noch an die Deckelschale angepasst werden konnte (Abb. 11). Das Randfragment weist eine dellenartige Eintiefung auf, welche ebenfalls typisch für die oben genannte Periode ist und vor allem auf Gräberfeldern im Niederelbegebiet angetroffen wird.<sup>10</sup>

Dieser Urnenfund und besonders seine Fundumstände zeigen, wie wichtig es ist, auch die kleinste Baustelle archäologisch im Blick zu haben und Bauherren sowie ausführende Baufirmen für die Bedeutung solcher Funde und Befunde zu sensibilisieren.

Im Juni 2020 waren die Leitungsverlegungen beendet, es müssen aber noch die Hausanschlüsse auf den Grundstücken der Anrainer gelegt werden. Daher bekommt jeder Bauherr mit der Entwässerungsgenehmigung der EBL einen Hinweis auf die Belange der Archäologie und die Fundmeldepflicht nach § 15 DSchG S-H.

<sup>10</sup> Vgl. z. B. in Dohren und Wenzendorf, siehe W. Wegewitz, Das Abenteuer der Archäologie. Erlebte Vorgeschichte (= Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover Bd. 45), Hannover 1994, 231-232, Abb. 288. Dabei ist die Deutung Wegewitz's als Bienenstock eher unwahrscheinlich. Diese Öffnungen werden wohl in das Bedeutungsumfeld des Seelenlochs und damit in einen kultisch-religiösen Kontext zu stellen sein.



Abb. 12 Drohnfoto von Gut Roggenhorst (Blickrichtung Südost).

## Gemarkung Schönböcken/Fdst. 5.25.03: Gut Roggenhorst

### Untersuchungen auf einem Lübecker Stadtgut

Die Stadtgüter sind wichtiger Bestandteil der Lübecker Geschichte und auch heute noch von großer Bedeutung.<sup>11</sup> Von den ehemals 28 Lübschen Gütern liegen noch 19 auf heutigem Stadtgebiet, die übrigen in den ehemaligen Exklaven (so etwa Ritzerau, Westerau, Krumbeck, Albsfelde u.a.), die bis zum Groß-Hamburg-Gesetz von 1937 zu Lübeck gehörten. Neben dem umfangreichen städtischen Landbesitz gab es auch Grundbesitz von Stiftungen und Privatpersonen – in der Regel Patriziern. Dieser Besitz wurde vielfach über große Güter verwaltet, die eine oft bis ins Mittelalter zurückreichende Geschichte aufweisen. Viele der Lübschen Güter befinden sich noch immer im Besitz der Hansestadt oder den von ihr verwalteten Stiftungen des Heiligen-Geist-Hospitals oder des St. Johannis-Jungfrauen-Klosters und sind verpachtet.

Einige Güter gehen wohl auf die Sicherung der territorialen Grenzen Lübecks zurück und befinden sich daher in unmittelbarer Nähe der mittelalterlichen Landwehr – wie etwa auch Gut Roggenhorst. Manche sind in ihrer Topografie noch gut erhalten und liegen auch weiterhin abseits dörflicher oder städtischer Bebauung, die heutigen Gebäude stammen aber häufig aus der Neuzeit, meist sogar erst aus dem späten 19. Jahrhundert. Nur in wenigen Fällen haben sich ältere Bauelemente erhalten. Nicht alle Güter stehen komplett unter Denkmalschutz<sup>12</sup>, und sowohl archäologische als auch bauhistorische Untersuchungen sind noch immer ein Desiderat.

Etwas anders ist die Situation auf Gut Roggenhorst (Abb. 12). Dieses erstmals Ende des 13. Jahrhunderts in den Schriftquellen erwähnte Gut war vom 14.-17. Jahrhundert im Besitz führender Lübecker Familien. 1754 nahm es die



Abb. 13 Das Herrenhaus oder auch Pächterhaus auf Gut Roggenhorst ist von eher bescheidenen Ausmaßen und auch erst 1851 errichtet worden.

Hansestadt in ihren direkten Besitz. Vermutlich aus dem 17. Jahrhundert stammt die regelmäßige, heute noch erhaltene Wassergrabenanlage als Umgrenzung. Aber auch hier ist die heutige Bebauung dem 19. und frühen 20. Jahrhundert zuzuschreiben. Archäologische Untersuchungen im Bereich des heute bescheidenen Gutshauses<sup>13</sup> (Abb. 13) belegen jedoch eine Vorgängerbauung. Vor einigen Jahren wurde das Gut an die Vorwerker Diakonie gGmbH verkauft, die wiederum Teile des Geländes an den Kinderwege e.V. veräußerte. Da hier nicht nur einzelne Gebäude als Baudenkmale geschützt sind, sondern das gesamte Gut inklusive Wassergraben auch Bodendenkmal ist, müssen alle Bodeneingriffe beantragt und auf denkmalrechtliche Genehmigungsfähigkeit geprüft werden. Falls eine Genehmigung erteilt wird, ist die Maßnahme archäologisch zu begleiten, was in den letzten Jah-

<sup>11</sup> Siehe hierzu auch: M. Schneider, Roggenhorst: Stadtgüter und Somersitze, in: Hansestadt Lübeck. Ausflugsziele zwischen Lübeck und Travemünde (= Ausflüge zu Archäologie, Geschichte und Kultur in Deutschland Bd. 56), Darmstadt 2013, 242-245.

<sup>12</sup> In vielen Fällen sind einzelne Gebäude auf den Gütern in der Liste der Baudenkmale erfasst, bei manchen Gütern ist auch die Gesamtheit der Anlagen geschützt. In der Liste der Bodendenkmale sind bisher nur die Güter Roggenhorst (Nr. 111), Mori (Nr. 112) und der letzte Rest des Gutes Vorwerk, der Behnckenhof (Nr. 110) eingetragen.

<sup>13</sup> Die Ergebnisse finden sich unter der Fundstellennummer 5.25.03 im Ortsaktenarchiv des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie, der Hansestadt Lübeck.

ren schon mehrfach geschehen ist. Im Jahr 2020 waren gleich zwei Maßnahmen angesetzt: Zum einen wurde die Sanierung des sogenannten Berchfrieds am Rande der Gutsanlage in Angriff genommen. Zum anderen plant die Vorwerker Diakonie gGmbH den Neubau einer Tagesförderstätte auf dem zentralen Hofgelände, was eine größere Ausgrabung zur Folge hatte.

## Sanierung des Berchfrieds

Was hat es mit diesem Berchfried auf sich? Hierbei handelt es sich um ein kleines Backsteingebäude im südwestlichen Teil des Gutes, abseits der anderen Gebäude (Abb. 14). Es steht auf einem kleinen, von einem eigenen Wassergraben umgebenen Hügel. Man fühlt sich an mittelalterliche Turmhügelburgen – auch Motten genannt – erinnert, welche seit dem 11. Jahrhundert in Westeuropa verbreitet waren und in Schleswig-Holstein für das späte 12. und 13. Jahrhundert nachgewiesen sind. Im Jahre 2007 durchgeführte Untersuchungen durch die Bauhistoriker A. Gude und M. Scheftel lieferten allerdings abweichende Ergebnisse<sup>14</sup>: Das kleine Backsteingebäude steht auf einem teilweise mächtigen Feldsteinfundament. Die Backsteine weisen unterschiedliche Größen vom Kloster- bis zum Reichsformat und modernen Backsteinen auf. Es wurde also schon vielfach daran herumgebaut bzw. unsachgemäß saniert. Das Dach ist mit Ziegeln aus dem 18. und 19. Jahrhundert gedeckt und wird auch in dieser Zeit errichtet worden sein. Im Inneren ist allerdings ein Kreuzgratgewölbe erhalten, welches auf eine ältere Zeitstellung hindeutet. So wird das Gebäude insgesamt als ursprünglich zweigeschossige Anlage aus dem frühen 16. Jahrhundert angesehen. Für diese Zeit gibt es auch schriftliche Belege – wie etwa ein Inventarverzeichnis.<sup>15</sup> Nach den Recherchen diente es wohl als Sommer- oder Lusthaus der reichen Besitzer, die ihren Hauptwohnsitz innerhalb der Lübecker Stadtmauern hatten. Ähnliche Anlagen finden sich z. B. bei Gut Mori nur wenige Kilometer entfernt sowie in der Straße Am Behn-

kenhof in Vorwerk als letzter Rest des ehemaligen Gutes Vorwerk. Schriftliche Überlieferungen geben zahlreiche weitere Hinweise darauf, dass sich derartige Anlagen in Lübeck großer Beliebtheit erfreuten.<sup>16</sup>

Nach den schon erwähnten Voruntersuchungen im Jahre 2019<sup>17</sup>, als in einigen Suchschnitten die Fundamente des Berchfrieds näher untersucht und begutachtet worden waren, wurde im Frühjahr 2020 mit der Sanierung des Gebäudes begonnen. Der Bauherr Kinderwege e.V. hatte Fördergelder für diese Maßnahme eingeworben, um das stark einsturzgefährdete Häuschen einer denkmalgerechten Nutzung zuführen zu können.<sup>18</sup> Eine zunächst geplante und auch schon genehmigte Rekonstruktion des von M. Scheftel angenommenen zweistöckigen Gebäudes mit modernen Materialien wurde allerdings aus verschiedenen Gründen ad acta gelegt. Es ging bei der nun durchzuführenden Maßnahme eher um die Sanierung und den weitestgehenden Erhalt der vorhandenen Bausubstanz, sozusagen Sicherung des Status quo. Dabei wurden alle Arbeitsschritte vom Bereich Archäologie und Denkmalpflege begleitet und dokumentiert. Nach der Sicherung des mit 1,5 m teilweise recht mächtigen Feldsteinfundaments durch einen stahlbewehrten Betonanker (Abb. 15), erfolgte die Sanierung erster Mauerbereiche und die Einrüstung des Gebäudes, um den Dachstuhl abnehmen zu können. Vor der Abnahme des Dachstuhls wurde jedoch noch sorgfältig untersucht, ob sich in dem mit kleinen Hölzern und trockenem Laub ausgelegten Dachraum archäologisch relevante Funde entdecken ließen. Die Auslegung mit Holz und Laub sollte vermutlich der Isolierung dienen. Wann diese erfolgte, ist jedoch nicht bekannt. Datierende Funde wurden nicht gemacht.

Nach Abnahme der Dachdeckung und einer fotografischen Aufnahme wurde der Dachstuhl Stück für Stück zurückgebaut, da die Hölzer soweit möglich wiederverwendet werden

<sup>14</sup> Vgl. Bericht von A. Gude und M. Scheftel, Der ehemalige „Berchfrede“ auf dem Gut Roggenhorst zu Lübeck, von 2007 im Ortsaktenarchiv des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie, der Hansestadt Lübeck; M. Scheftel, Der ehemalige „Berchfrede“ auf dem Gut Roggenhorst. Eine baugeschichtliche Untersuchung, in: ZVLGA 88, 2008, 67-87; ders., Holz- und Steinbau am Beispiel der Lusthäuser des Klerus und der vermögenden Bürgerschaft im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit in Lübeck, in: MDGAMN 24, 2012, 209-218.

<sup>15</sup> Es ist aber noch immer nicht ausgeschlossen, dass das Gebäude älteren Datums ist und lediglich erst in dieser Zeit erste schriftliche Erwähnung fand.

<sup>16</sup> Vgl. dazu M. Scheftel 2008, 79-95.

<sup>17</sup> Archäologisch begleitet durch L. Renn und unterstützt von der mobilen Einsatzgruppe der Jugendbauhütte Lübeck. Siehe hierzu unter I. Schallies-Jocić, 32. Bericht der Lübecker Archäologie für das Jahr 2018/2019, in: Zeitschrift für Lübeckische Geschichte Band 99, 2019, 300-301.

<sup>18</sup> Geplant und überwacht werden die Sanierungsarbeiten vom Lübecker Architekturbüro Deecke, beraten von der Arge Historische Bauten Hamburg/Braunschweig/Salzgitter.



Abb. 14 Das kleine Backsteingebäude im Randbereich der Gutsanlage war in den letzten Jahren vor der Sanierung durch Witterungseinflüsse und sich ausbreitenden Bewuchs sehr in Mitleidenschaft gezogen. Das Foto zeigt den Zustand im Mai 2019 vor Beginn der Sanierungsarbeiten.



Abb. 15 Als erster Sanierungsschritt erfolgte die Sicherung des Feldsteinfundaments durch einen stahlbewehrten Betonanker.



Abb. 19 Der „Berchfried“ auf Gut Roggenhorst nach erfolgter Neueindeckung.



Abb. 16 Nach Abnehmen und Sichern der Dachdeckung erfolgte die Dokumentation des Dachstuhls mit der Drohne.



Abb. 17 Zwischen Mauerwerk und Gewölbe klaffen zum Teil erhebliche Lücken.



Abb. 18 Das Gewölbe ist von oben gesichert.

sollten (Abb. 16). Nachdem der Dachstuhl komplett entfernt worden war, war das erste Mal auch ein Blick auf das Gewölbe möglich. Es zeigte sich, dass dieses keine Verbindung mit dem aufgehenden Mauerwerk besaß, sondern im Gegenteil durch die Verformung des Mauerwerks mehrere Zentimeter breite Spalten entstanden waren (Abb. 17). Diese auszufüllen und das Gewölbe so zu sichern, dass der darunter befindliche Raum wieder betreten werden könnte, war nun die Aufgabe der ausführenden Maurer. Sie fanden gemeinsam mit dem in Denkmalsanierung versierten Architekten eine machbare Lösung. Aus stahlbewehrtem Beton über das Gewölbe gespannte Gurte ertüchtigen es nun von oben. Das Ergebnis wurde nach Rückbau des Gerüstdachs in einem weiteren Drohnenflug dokumentiert und aufgemessen (Abb. 18).

Für Mauerwerk und Verputz verwendetes denkmalverträgliches Material sorgt dafür, dass neue Schädigungen in Zukunft vermieden oder zumindest reduziert werden. Wie etliche Risse in Mauerwerk und Fugen zeigen, ist dies in der Vergangenheit nicht immer bedacht worden. Im Herbst konnte der Dachstuhl aufgesetzt und noch vor Weihnachten mit der Neueindeckung des Daches begonnen werden (Abb. 19). 2021 sollen auch die Arbeiten im Inneren abgeschlossen sein. Dann wird über die zukünftige, natürlich denkmalverträgliche Nutzung des Gebäudes nachzudenken sein.

## Neubau Tagesförderstätte

Das Baufeld der Tagesförderstätte der Vorwerker Diakonie gGmbH befindet sich am nordöstlichen Rand des zentralen Hofes von Gut Roggenhorst (Abb. 20) und südlich der schon in der Vergangenheit umgebauten ehemaligen Wagenremise. Hier befand sich bis zum Beginn der archäologischen Untersuchungen ein weitestgehend unbebauter Platz mit einem kleinen parkähnlichen Garten im Westen und einer Betonfläche (ehemalige Dungplatte) mit anschließender Gül-



Abb. 22 Findlingsfundamente der Scheune aus dem 19. Jahrhundert und des auf ihren Resten errichteten Viehhauses von 1893.



Abb. 20 Blick auf die Ausgrabung auf dem zentralen Hofplatz.

legrube im Osten. Insgesamt umfasst das Bau-  
feld ca. 1.200 m<sup>2</sup>, von denen von März bis Juli  
2020 eine Fläche von 1.085 m<sup>2</sup> archäologisch un-  
tersucht wurde.<sup>19</sup> Baupläne aus dem späten 19.  
und dem frühen 20. Jahrhundert belegen, dass



Abb. 21 Die beiden größten Knochengruben im Planum.

<sup>19</sup> Die Maßnahme wurde geleitet von dem Archäologen H. Kräling, die Grabungstechnik oblag D. Fuchs. Für die durchgeführten Arbeiten und die Überlassung der Grabungsdokumentation sei an dieser Stelle nochmals unser Dank ausgesprochen. Die Erdarbeiten führte die Fa. Grabowski durch. Gemäß DSchG S-H trug die Vorwerker Diakonie gGmbH als Verursacher die Personalkosten.

zu dieser Zeit als jüngste Bebauung hier ein „Viehhaus“ stand, welches 1982 abgerissen wurde. Von den archäologischen Untersuchungen erhofften wir uns natürlich vor allem Aufschlüsse über die ältere, wenn nicht sogar über die mittelalterliche Gründungsgeschichte des Gutes.

Der natürlich anstehende Boden wird gebildet von einem hellgelben feinsandigen Schluff. In diesen eingetieft finden sich verschiedene Gruben, welche in ihrer Funktion nicht ansprechbar sind. Zwei größere Gruben sind aufgrund des darin ange-  
troffenen Bauschutts wohl als Abfallgruben von Abbruchmaßnahmen zu deuten. Ein auffal-

lend hoher Anteil der restlichen Gruben enthielt eine große Menge Tierknochen. Hauptsächlich handelt es sich um Rind und Schwein und somit wohl um Schlachtabfälle. Einige Gruben waren in Anlage und Form sehr regelmäßig, andere wiederum scheinen ohne Plan angelegt worden zu sein. Zwei der letztgenannten (Abb. 21) enthielten die weitaus größte Menge an Knochenmaterial. Da sie unter einem später noch zu beschreibenden Hopfpflaster lagen, sind sie mutmaßlich älter als das oben erwähnte Viehhaus, welches 1893 nach Ausweis eines Kartenwerks sicher bestand.

Die meisten archäologischen Befunde und vor allem die zusammenhängenden Baustrukturen stammen von diesem Viehhaus. Die ältesten Teile bestanden aus massiven Findlingsfundamenten (Abb. 22). Diese bildeten die Trauf- und Giebelseiten sowie parallel zu den Traufseiten verlaufende

Mauerzüge im Inneren des Viehhauses, die zur Abtrennung von Tenne und Viehboxen dienten. Eine Karte von 1885 verzeichnet an der Stelle des Viehhauses eine Scheune, zu der wohl die ältesten Fundamente gehörten.



Abb. 24 Gut erhaltenes Feldsteinpflaster im nordöstlichen Teil der Grabungsfläche.

Teilweise sind noch jüngere Veränderungen erfasst worden. So war ein Teil des Fundaments der nordöstlichen Traufseite aufgrund einer darunter befindlichen älteren Grube abgesackt, was eine Erneuerung des Fundaments in diesem Bereich notwendig machte. Tiefer gründend und mit anderem Steinmaterial wurde diese Erneuerung ausgeführt. Funde aus der Baugrube verweisen auf das ausgehende 19. Jahrhundert. Hier sei nochmals die Karte aus dem Jahr 1893 erwähnt, die eine „Scheune, 1893 zum Viehhaus durchgebaut“ verzeichnet.



Abb. 23 Gülleableitungen aus Plastik als Zeugnisse der letzten Nutzungsphase des Viehhauses.

Die nächste Phase markiert einen Anbau an die Findlingsfundamente nach Südosten, der mit wenigen Findlingen und vielen zweitverwendeten Backsteinen ausgeführt wurde. Hierbei handelt es sich um eine Verlängerung des Viehhauses. Weitere Verlängerungen erfolgten auch an den Traufseiten des Gebäudes. Innenaufteilungen, zum Beispiel für einzelne Viehboxen, markieren einen weiteren Bauschritt. Hierfür fand als Baumaterial neben Backsteinbruch und kleinen Findlingen auch Beton Verwendung.

Die jüngste dokumentierte Bauphase umfasst alle Umbauten, die im Zusammenhang mit der Anlage der Beton-Dungplatte und der Beton-Güllegrube stehen. Es wurden Durchbrüche durch die nördliche Traufmauer durchgeführt und Gülleableitungen in Form von Plastikrohren in regelmäßigen Abständen eingebaut (Abb. 23). Die Entwässerung erfolgte über ein parallel zur Traufmauer verlaufendes Rohr bis in die Güllegrube. Die Rohre trugen das aufgedruckte Produktionsjahr 1975.

Südwestlich und nordöstlich des Viehhauses wurden Bereiche aus einem sorgfältig gesetzten Natursteinpflaster dokumentiert. Während das südwestliche Pflaster stark durch jüngere Bodeneingriffe und Baumwurzeln gestört war, lag das nordöstliche Pflaster – bedingt durch den darauf aufliegenden Beton – nahezu unversehrt da (Abb. 24). Es diente wohl wie die jüngere Be-

tonfläche als „Dungplatte“, also zur Lagerung von Stallmist. Dungreste, die beim Freilegen des Pflasters aus dessen Fugen entfernt werden mussten, unterstützen diese Sichtweise. Vermutlich war dieses Pflaster zum Eingangsniveau des Viehhauses hin abgeschrägt. Das südwestliche Pflaster schloss direkt an die Außenmauerfundamente des Viehhauses an und bildete eine horizontale Lauffläche, die Teil eines Hofes zwischen Vieh- und Pächterhaus war.

Eindeutige mittelalterliche Befunde wurden während dieser Maßnahme nicht erfasst. Unter den Sammelfunden befinden sich allerdings u. a. Scherben von Gefäßen aus Faststeinzeug, welche eine Nutzung des Geländes für das 13./14. Jahrhundert belegen. Wie die damalige Bebauungsstruktur auf Gut Roggenhorst aussah, bleibt damit aber weiterhin im Unklaren. Voraussichtlich 2021 werden die Arbeiten für den Neubau der Tagesförderstätte fortgesetzt, so muss noch die neue Heizung eingebaut und angeschlossen werden. Da für den neuen Standort die nördliche Scheune vorgesehen ist, werden einige Leitungsverlegungen notwendig sein, die archäologisch zu begleiten sind. Außerdem erfolgt nach Abbruch des jetzigen Heizhauses auch dort eine archäologische Untersuchung.



Abb. 25 Luftbild von 1961 mit noch stehenden Gebäuden der Ziegelei und der Kornbrennerei.

## Gemarkung St. Lorenz/Fdst. 5.03.70: Dampf-Ziegelei und Dampf-Kornbrennerei Buntekuh – Ein Zeugnis aus der Industriegeschichte

Nach verheerenden Stadtbränden von 1251 und 1276 war für Lübeck das Bauen in Backstein vorgeschrieben, daher wurde dieses Baumaterial in großem Maße nachgefragt. Dass sich auf Lübecker Gebiet die Backsteinproduktion so gut entwickeln konnte, ist den umfangreichen Tonvorkommen in Lübecks Untergrund zu verdanken. Lübeck liegt in einem Becken, welches während der Eiszeit durch die von Gletschern aufgeworfenen Eisrandlagen rund um das Stadtgebiet und die von diesen Moränen aufgestauten Wasserläufe gebildet wurde. In dem dadurch entstandenen Eisstausee wurden Sande und Tone in unterschiedlicher Verteilung und Mächtigkeit abgelagert. Diese bilden bis heute den Untergrund der Stadt. An abbauwürdigen Stellen etablierten sich ab dem Mittelalter die Ziegelhütten – zuerst nahe der Stadt, wie etwa die Petri-Ziegelei (1316 erstmals erwähnt) vor dem Holstentor in der Nähe des heutigen Schlachthofgeländes oder die Ratzziegelei von 1462 im Bereich der Einsiedelstraße.

Auf die Lage von Produktionsstätten aus Ton verweisen auch einige Straßennamen in der St. Lorenz-Vorstadt: z. B. Ziegelstraße und Töpferweg. In ihrem Umfeld haben sich wohl schon im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit größere und kleinere Produktionsstätten für Tonwaren befunden, wie etwa die Werkstatt des berühmten Terrakottameisters Statius von Düren (1520-wohl vor 1570, in Lübeck nachweisbar von 1550-1565). Und noch bis ins 20. Jahrhundert hinein hatten hier Ziegeleien ihre Standorte wie etwa in der Ziegelstraße 28 und der Dornestraße 48.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wanderten die Ziegeleien immer mehr ins Landgebiet ab, da das unmittelbare städtische Umfeld für die Errichtung anderer Industrieanlagen, der Eisenbahn sowie für die Wohnbauten der wachsenden Bevölkerung benötigt wurde.

Die älteste, in ihrem Standort eindeutig nachgewiesene Ziegelei im Lübecker Landgebiet ist die bei Hohenstiege in der Nähe des Gutes Padelügge gelegene Produktionsstätte, die nach den bisher vorliegenden Quellen von 1597-1807 bestanden hat.<sup>20</sup> Nachweise für weitere mittelalterliche oder frühneuzeitliche Ziegeleibetriebe im Lübecker Landgebiet sind momentan nicht bekannt. Erst ab dem frühen 19. und verstärkt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzt eine Zunahme der Produktionsstandorte für Backsteine und Dachziegel ein, denn nach Aufhebung der Torsperre 1864 begann ein regelrechter Bauboom in den Vorstädten St. Lorenz, St. Jürgen und St. Gertrud.

Wie beschrieben, sind Ziegeleien auf dem Gebiet der Hansestadt Lübeck so gut wie verschwunden – zumindest obertägig. Dass aber durchaus immer noch Reste im Boden schlummern können, selbst wenn auf dem Gelände in jüngerer Vergangenheit umfangreiche Baumaßnahmen stattgefunden haben, zeigte sich Anfang des Jahres 2020, als bei Bauarbeiten auf dem Eckgrundstück Moislinger Allee 230/Buntekuhweg/Pinasenweg Bauelemente einer Ziegelei aus dem späten 19. Jahrhundert freigelegt wurden. Hier



Abb. 26 Briefpapier der Dampf-Ziegelei und Dampf-Kornbrennerei „Buntekuh“ von 1911.

<sup>20</sup> J. v. Schröder, H. Biernatzki, Topographie der Herzogthümer Holstein, Lauenburg, des Fürstenthums Lübeck und des Gebiets der freien und Hanse-Städte Hamburg und Lübeck, Oldenburg (in Holstein) 1855, 533.



Abb. 27 Luftbild von 1978 mit Blick auf die Hochhäuser am Pinassenweg.

stand bis in die 1960er Jahre die 1873 gegründete Dampf-Ziegelei J. J. Wegner (Abb. 25/26). Im Jahre 1900 erfolgte die Erweiterung des Produktionsstandortes um eine Dampf-Kornbrennerei. Nachdem 1964 alle Gebäude dieses Industriebetriebes abgebrochen worden waren, wurde 1970 auf einem großen Teil des Grundstücks das sogenannte „Pinassenhochhaus“ errichtet (Abb. 27), um die stark anwachsende Bevölkerung des recht jungen Stadtteils Moisling/Buntekuh mit bezahlbarem Wohnraum zu versorgen.

Die erwähnten Hochhäuser wurden zu Beginn des 21. Jahrhunderts als nicht mehr zeitgemäß angesehen und 2005 abgerissen. Danach fiel das Grundstück bis zum Ende des Jahres 2019 in einen Dornröschenschlaf. Kaum jemand hätte vermutet, dass noch etwas von dieser Industrieanlage vorhanden sein könnte. Als der Bauherr Hanseatische Immobilien Treuhandgesellschaft

Ziegeleien – ohne Dokumentation abgebrochen worden. Hier bestand nun die vermutlich letzte Chance, zumindest noch Teile einer derartigen Anlage zu untersuchen.

Da Eile geboten war, begann die Berichtstermin unterstützt von der mobilen Einsatzgruppe der Jugendbauhütte Lübeck sofort mit den Freilegungsarbeiten (Abb. 28).<sup>21</sup> Parallel wurde in kürzester Zeit Anfang Februar 2020, nur wenige Tage nach der Entdeckung der Gebäudereste, in Absprache mit dem Bauherrn ein kleines Grabungsteam zusammengestellt, um die Arbeiten zügig abschließen zu können.<sup>22</sup> Bis zum Corona-Lockdown Mitte März 2020 waren die bis dahin freilegten Befunde trotz schwieriger Witterungsbedingungen weitestgehend dokumentiert. Im April schlossen sich noch einige baubegleitende Arbeiten an.



Abb. 28 Teilnehmer der Jugendbauhütte Lübeck und Grabungsfacharbeiter beim Freilegen der baulichen Reste der Dampf-Kornbrennerei.

mbH (kurz HIT) daher bei der Sanierung der vorhandenen Altlasten Ende Januar 2020 auf erhaltene Gebäudestrukturen traf, war die Begeisterung nicht gerade groß. Sorgen doch schon die vorhandenen kontaminierten Bodenschichten für massive Probleme. Aber: Es sind schon zu viele Industrieanlagen Lübecks – und vor allem die für die Lübecker Geschichte bedeutsamen

<sup>21</sup> Unser Dank geht an die mobile Einsatzgruppe des Jahrgangs 2019/2020 unter der Anleitung von E. Janssen, die auch unter den widrigsten Umständen nicht das Interesse und den Spaß verloren haben.

<sup>22</sup> Die Leitung oblag A. Voigtmann, die Grabungstechnik K. Greve. Die nachfolgenden Informationen basieren auf dem von A. Voigtmann erstellten Grabungsbericht. Dem Team sei an dieser Stelle nochmals für die Arbeit und die Überlassung der Informationen gedankt. Die Personalkosten übernahm die HIT GmbH.



Abb. 29 Lage und Zustand von Anlagen der Dampf-Ziegelei. Rechts im Bild der Ton-schneider, davor Pflasterreste und weiter hinten im Bild ein Backsteinkeller.

Die Erhaltungsbedingungen waren sehr unterschiedlich. Während im Südostteil des Baugeländes Reste der Dampf-Kornbrennerei in zusammenhängenden Strukturen angetroffen wurden, sah es auf dem ehemaligen Gelände der Dampf-Ziegelei ganz anders aus. Hier war zum einen durch die Bebauung der 1960er Jahre schon viel zerstört, zum anderen erfolgte die parallel durchgeführte Altlastensanierung unter denkbar ungünstigen Bedingungen, so dass weitere Befunde nur schwer erkannt bzw. freigelegt werden konnten. Auf allen Befunden lagerte zudem eine Schicht aus fest verbackenem Schlacke- und

ring von ziemlich genau 6 m Außendurchmesser, dessen Wandung bis zu vier Lagen hoch erhalten war und größtenteils aus Formsteinen (keilförmig in zwei Formaten sowie gebogenen Backsteinen) bestand. Etwas östlich und leicht südlich der Mitte war das Pflaster auf einer Fläche von 1,3 x 1 m ausgespart. Hier befand sich eine Verfüllung mit teilweise verziegeltem Lehm, Holzkohle und Eisenresten. Nach Entfernen der Verfüllung und eines Teils des östlich davon liegenden Pflasters stellte sich heraus, dass unter der Füllung ein annähernd runder Fundamentblock von 1,7 m Durchmesser lag, dessen oberste Lage aus Back-



Abb. 30 Reste des Tonschneiders aus Backstein.

Ziegelbruch. Aufgrund der Grabungsbedingungen (schlechte Witterung und damit verbundene Verzögerungen auf der Baustelle) konnte das Gelände der Ziegelei nur punktuell untersucht werden. Dementsprechend schwierig ist die Deutung der meisten Befunde, die oft einzeln und im Abstand von teilweise mehreren Dutzend Metern zu den übrigen Befunden standen (Abb. 29). Die zentrale Anlage der Ziegelei, der Ringofen, ist archäologisch nicht erfasst worden.

Die einzige Struktur, deren Funktion sich relativ sicher bestimmen lässt, ist der Tonschneider mit umliegendem Tonsumpf (Abb. 30). Hierbei handelte sich um einen kreisrunden Backstein-

stein bestand, die darunterliegenden aus Zementmörtel. Am Süden befanden sich drei Eisendübel, die annähernd ein Dreieck von 30 cm Seitenlänge bildeten. Unter dem östlich davon liegenden Backsteinpflaster kam ein Drainagefass von im oberen Teil 65 cm Durchmesser zum Vorschein, auf das von Osten und Westen Tonrohre zuliefen (Abb. 31). Die Deutung der Konstruktion als Tonsumpf mit Tonschneider ergibt sich aus zahlreichen Vergleichsbeispielen, zum Teil auch aus Ausgrabungsbefunden.<sup>23</sup>

<sup>23</sup> D. Rathert, T. Trebeß, Von der Tonmühle zum Eigenheim - Reste einer Plauer Ziegelei in der Großen Mühlenstraße, in: Historischer Verein Brandenburg (Havel) e.V., 25. Jahresbericht 2015-2016, 161ff..



Abb. 33 Blick in den Backsteinkeller unbekannter Funktion.

6 m südwestlich des Tonschneiders befand sich ein mindestens zweiphasiger gemauerter Schacht (Abb. 32). Im Kern war er rechteckig nord-süd orientiert mit Außenmaßen von 2,28 x 1,78 m. Die Ecken waren durch quadratische Fundamente von je 64 x 64 cm Querschnitt verstärkt. Die Tiefe betrug noch 0,98 m. Die Nord- und Südseite wurden erst später zugesetzt: das Nordende durch eine Mauer, am Südende war ein weiterer Schacht von 0,82 x 1,02 m Größe vorgesetzt. Von hier aus verlief ein Rohr nach Süden. Unter dem Nordende des Schachts dienten drei parallele, ost-west verlaufende Tonrohre wohl der Drainage. Somit handelt es sich bei diesem Schacht vermutlich um eine Art Absetzbecken für das schlammige Oberflächenwasser im Hofbereich.

Westlich des Schachts befand sich ein fast komplett erhaltener Keller (Abb. 33). Seine Außenmaße betragen 4,2 m x 2,8 m, und er war noch 1,8 m tief. Für die Wände fanden überwiegend Keil- und Fassensteine Verwendung, wie schon beim Tonsumpf zu beobachten war. Hier wurden wohl sonst unverkäufliche, zweitklassige, vielleicht auch fehlgebrannte Sonderformate verbaut. Der Backsteinfußboden war komplett mit einem Zementestrich bedeckt, die Wände ursprünglich komplett verputzt.

Weiterhin fanden sich in diesem Bereich der Baustelle nur noch eher un-



Abb. 31 Reste eines Drainagefasses innerhalb des Tonschneiders.

scheinbare Pflasterreste (Abb. 34). Südlich des Kellers lag ein nur sehr fragmentarisch erhaltenes Hopfpflaster aus gebrochenen Backsteinen, östlich des Tonschneiders ein zweiphasiges Backsteinpflaster. Zumindest unter der Südwestecke



Abb. 32 Backsteinschacht, vermutlich als Absetzbecken für schlammiges Oberflächenwasser.



Abb. 36 Mit Natursteinen gepflasterter Weg, der vom Ziegeleigelände zur Villa der Besitzer in der Moislinger Allee 193 führte.

des jüngeren Pflasters war eine ältere Phase erkennbar, die aus gebrochenen Backsteinen bestand und weniger sorgfältig verlegt war. Da keinerlei Mauern oder Fundamentreste in der Umgebung erkennbar waren, dürfte es sich um ein weiteres Hofpflaster gehandelt haben.

Weitere Befunde, die der Ziegelei zugeordnet werden konnten, befanden sich ganz am Westende des Grundstücks direkt neben bzw. unter dem Buntekuhweg (Abb. 35). Unter anderem handelte es sich um einen von SSW nach NNO verlaufenden tonnengewölbten Kanal, der keinerlei Spuren von Schmutz oder Ruß aufwies, also eher nicht als Abwasserleitung oder Rauchkanal diente. Er war auf 2,6 m Länge erhalten, die Breite betrug innen etwa 35 cm, die Höhe bis zum Gewölbescheitel 50 cm. Umgeben war er von einer massiven Backsteinsetzung von 3,5 m Länge und mindestens 3 m Breite (das Westende lag außerhalb der Grabungsfläche), die auf ein Backsteinpflaster gesetzt worden war. Weder der Kanal noch die Backsteinsetzung wiesen Mörtelsspuren auf, sondern waren in Lehm gesetzt worden.

Anfang April legte die Baufirma im Süden des Baufeldes auf Höhe der Abbiegespur von der Moislinger Allee in den Buntekuhweg einen Feldsteinweg von 4 m Breite und mindestens 24 m Länge frei (Abb. 36). Er führt direkt zur Villa der Besitzerfamilie Wegner (Moislinger Allee 193).



Abb. 34 Außer den erwähnten Gebäuderesten und technischen Befunden fanden sich noch Teile von Fußböden und Hofpflastern. Blickrichtung Südwest.

Wesentlich besser erhalten, da von der Bebauung der 1970er Jahre verschont geblieben, waren die Reste der Kornbrennerei von 1900, die zwar nur in Fundamenten und Kellerräumen, dafür aber im Zusammenhang dokumentiert werden konnten.



Abb. 35 Einige Reste der Ziegelei setzen sich unter dem Buntekuhweg noch fort, dessen Breite am Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts noch um einiges geringer war.



Abb. 38 Rest eines Schornsteins mit Rauchkanal.



Abb. 37 Fotogrammetrie und Darstellung der freigelegten Fundamente bzw. Kellermauern der Dampf-Kornbrennerei.

Besonders der östlichste Bauteil belegt, dass der Gebäudekomplex nicht in einem Zuge errichtet wurde. Die Backsteinformate, Zementestrich im Inneren, Schwarzanstrich auf der Außenseite und andere Details sind jünger als bei den anderen Teilen. Zwar ist unbekannt, ob die Kornbrennerei bis zur Aufgabe der Ziegelei produzierte, die Gebäude blieben jedoch bis 1964 stehen. Wie Luftaufnahmen bestätigen, wurde die Anlage zwischen 1928 und 1961 noch erweitert und umgebaut. Freigelegt wurden das Hauptgebäude und mehrere Anbauten sowie ein jüngerer Schornstein mit Rauchkanal (Abb. 38).

Den besten Eindruck des ehemaligen Brennereikomplexes erhält man durch die Darstellung auf dem Briefkopf von 1911, auf dem die Kornbrennerei prominent im Vordergrund zu sehen ist (Abb. 39).

Beim Hauptgebäude handelte es sich um einen zweigeschossigen Bau von ca. 34 m Länge und ca. 11 m Breite mit DrempeI und Hochkeller, der in neun Achsen eingeteilt wurde. Die äußere Dreiteilung des Gebäudes, dessen Eckkrisen sich auch im Grabungsbefund zeigen, setzt sich im Inneren durch zwei querteilende Wände fort.



Abb. 39 Ausschnittsvergrößerung des Briefkopfes von 1911 mit den Gebäuden der Dampf-Kornbrennerei.



Abb. 42 Blick auf den nördlichen Anbau der Dampf-Kornbrennerei (Blick von Westen). Im Vordergrund die übereinanderliegenden Fußbodenbeläge.

Davon abgesehen lässt sich zur inneren Struktur des Kellergeschosses bzw. der Funktion wenig sagen. Das westliche Drittel zeigte Reste eines Zementestrichs sowie eines Fliesenbelags (Abb. 40). Der Stempel auf der Rückseite wies sie als Produkte von „Villeroy & Boch, Mettlach / Merzig“ aus. Die Zahl 30, die auf mehreren Fliesen erkennbar war, steht vermutlich für das Herstellungsjahr 1930 (Abb. 40). Im mittleren Drittel befand sich unter den Fliesen teilweise ein Zementestrich, teilweise ein stark zerstörter Backsteinfußboden.



Abb. 40 Detailaufnahme eines Fliesenfußbodens der Kornbrennerei mit Firmenaufdruck „Villeroy & Boch, Mettlach / Merzig“.

Im östlichen Drittel befanden sich drei massive Fundamente aus Zementmörtel und Backsteinbruch sowie eine (vermutlich ältere) Feuerstelle oder ein Schornsteinschacht (Abb. 41). Außerdem gab es eine zusätzliche sehr dünne Mauer, die diesen Raum weiter unterteilte. Die Befunde und auch die innerhalb der Fläche gemachten Funde geben keinerlei Aufschluss über die Funktion dieser Räume.



Abb. 41 Verschiedene Bauelemente im Mittel- und Ostteil des nördlichen Anbaus, ohne dass die Funktion im Einzelnen geklärt werden konnte.

Der nördliche Anbau der Kornbrennerei entstand offenbar wenige Jahre nach dem Bau. Auf einem Plan von 1902 ist er noch nicht zu sehen, auf dem Briefkopf von 1911 allerdings schon, wobei hier nur die Giebelwand hinter dem Hauptgebäude zu sehen ist. Ob er unterkellert war und somit bei der Grabung das Keller- oder das Erdgeschoss freigelegt wurde, ist unklar. Da der Innenraum jedoch deutlich kleinteiliger gegliedert

war als im Hauptgebäude, scheinen die Räume zumindest eine wichtigere Funktion erfüllt zu haben. Die Binnengliederung war durch mehrere Umbauphasen gekennzeichnet, was sich vor allem durch die vier erfassten Fußbodenlagen im westlichen und mittleren Bereich zeigte (Abb. 42). Hier folgte auf zwei Lagen mit Backsteinfuß-



Abb. 44 Massive Fundamente aus Backstein und Zementmörtel im östlichen Anbau der Kornbrennerei, vermutlich ehemalige Maschinenstandorte.

böden zuerst der schon im Hauptgebäude beschriebene Fliesenboden und darüber eine dicke Lage Estrich, in dem sich ein Wasserablauf (inklusive zerbrochenem, aber vollständig erhaltenem Eisenrost als Abdeckung) befand.

Bei einem der interessantesten Befunde innerhalb des nördlichen Anbaus handelte es sich um eine aus Backstein gemauerte Grube (Innenmaße 1,33 x 0,71 m), die innen mit einer dicken Zementschicht verputzt war und einen u-förmigen Querschnitt aufwies. Wahrscheinlich handelte es sich um den Standort einer Maschine (Abb. 43). Eine ähnliche Grube von etwas kleineren Innenmaßen (1,09 x 0,44 m), befand sich innerhalb der östlichen Erweiterung des Anbaus. Um die Grube herum befand sich ein L-förmiges Fundament, das einen quadratischen Raum abtrennte.

Erwähnenswert wäre noch, dass die östliche Außenwand des Anbaus offenbar nachträglich durch eine westlich vorgesetzte Wand und eine dazwischenliegende Verfüllung aus Backsteinbruch und Zement verstärkt wurde. Möglicherweise dienten die Mauern nach der Erweiterung des Anbaus in Richtung Osten noch als Fundament für eine Maschine oder einen Brennkessel. Darauf verweist auch die unförmige Fundamentierung aus Backsteinbruch und Beton, die über alle drei Befunde hinweg zog.

Der östliche Anbau der Kornbrennerei wurde gleichzeitig mit dieser errichtet. Er ist bereits auf einem Plan von 1902 und auch auf dem Briefkopf von 1911 zu sehen. Der Briefkopf zeigt einen eingeschossigen Bau mit Pultdach, der auf der Ostseite drei Achsen und auf der Südseite zwei Achsen aufwies, wie am Hauptgebäude jeweils durch Lisenen abgetrennt (s. Abb. 39). Die Ecklisenen des Anbaus und die Lisenen auf der Ostseite zeigten sich auch bei der Ausgrabung, auf der nicht von der Straße einsehbaren Nordseite gab es offenbar keine Fassadengliederung.



Abb. 43 Wannenförmig eingetiefte, aus Backsteinen gemauerte Grube mit Zementverputz, vermutlich Standort einer Maschine bisher unbekannter Funktion.

Im Inneren besaß der östliche Anbau offenbar keine weitere räumliche Unterteilung. Der größte Teil des Innenraums wurde von zwei Streifenfundamenten eingenommen, die jeweils aus zwei parallel von Nord nach Süd verlaufenden Mauern bestanden, welche durch je vier Quermauern verbunden waren. Dadurch ergaben sich jeweils drei Innenflächen, die lediglich mit Lehm verfüllt waren (Abb. 44).

Beide Fundamente waren sorgfältig aufgemauert, allerdings mit großen Mengen Zementmörtel. Sie maßen in Nord-Süd-Richtung jeweils etwa 7 m und in Ost-West-Richtung 2,5 m (das westliche) beziehungsweise 3 m (das östliche). Sie dienten offenbar als Maschinenstandorte, zumal auf das westliche Fundament ein gemauerter Kanal zuzog, der nördlich in einen Rauchabzug übergang, welcher auf einen nordöstlich der Brennerei stehenden Schornstein zulief (s. Abb. 38). Ob hier die Brennkessel für den Kornbrand oder die Dampfmaschinen für den Betrieb der Brennerei standen, ist unbekannt.

Der Zwischenbau nördlich des östlichen Anbaus wies im Inneren eine stark differenzierte Struktur auf. Im Zentrum befand sich ein starkes Fundament, auf dem ein Backsteinpflaster auflag. Nach dem Abtragen der Pflaster und der übrigen Befunde trat darunter ein mindestens 1 m star-



Abb. 45 Weitere, im April 2020 freigelegte und dokumentierte Fundamente der Dampf-Kornbrennerei. Links im Bild das westliche Drittel des Hauptgebäudes, im unteren Teil des Bildes ein weiterer südlich anschließender Gebäudeteil.

kes Backsteinfundament zutage, das in reichlich Zementmörtel gesetzt war und weggestemmt werden musste. Es hatte etwa eine Grundfläche von 2 x 2 m. Der gezeichnete Briefkopf von 1911 und eine Luftaufnahme von ca. 1928 zeigen an dieser Stelle einen Schornstein.

Im April 2020 wurden noch das westliche Drittel und ein südlicher Gebäudeteil des Haupthauses erfasst (Abb. 45), wobei der letztgenannte nicht in der Ansicht von 1911 abgebildet ist. Vielleicht befinden wir uns daher doch eindeutig im Kellerbereich und dieser war nicht überbaut? Die Mauern sind aus dem gleichen Backsteinmaterial und Mörtel errichtet wie das Hauptgebäude; zu diesem zeigt sich auch in den Mauerverbindungen kein zeitlicher Abstand. Der Raum ist mit einem Betonstrich versehen und weist keine Unterteilung auf, so dass zur Funktion keine Aussagen gemacht werden können. Im jetzt ebenfalls freigelegten westlichsten Teil des Hauptgebäudes ließ sich dagegen eine Auskleidung mit weißen Kacheln, teilweise Fußbodenfliesen wie oben erwähnt und eine Unterteilung feststellen. Dieser Raum könnte der Abfüllung und Lagerung gedient haben. Es waren aber keine Reste oder Fundamente von technischen Einrichtungen mehr vorhanden.

Das Fundmaterial beschränkt sich im Wesentlichen auf Sammelfunde bestehend aus Glasflaschen unterschiedlicher Form und Größe (Abb.



Abb. 46 Auswahl der im Bereich der Industrieanlage aufgefundenen Glasflaschen.

46), modernen Keramikfragmenten und einigen Gegenständen, die zur Schnapsherstellung bzw. -abfüllung benötigt wurden.

Erwähnenswert sind außerdem das Fragment einer Ballonflasche mit dem Medaillon einer niederländischen Brennerei sowie ein kleines Figürchen aus Marmor (Schutzengelfragment?, Abb. 47), beides aber ebenfalls nur Sammelfunde.



Abb. 47 a/b Kleine Marmorfigur, auf deren Rückseite sich zeigt, dass die Figur Flügelchen besaß.



Abb. 50 Luftaufnahme der Stülper Huk und des Hirtenberges.

## Kleine Meldungen

### Gemarkung Dummersdorf/Fdst. 5.07.22: Neues von der Stülper Huk

Im Oktober 2020 fand der Dresdner Archäologe Th. Westphalen vom Sächsischen Landesamt für Archäologie und Denkmalpflege bei einem Urlaubsaufenthalt am Dummersdorfer Ufer ein ca. 15 cm langes und 4-6 cm breites Feuersteinbeil. Das Beil ist aus einem hellen, fleckigen Feuerstein gearbeitet, scheint aber nie zum Einsatz gekommen zu sein (Abb. 48/49).

Typologisch handelt es sich um ein dicknackiges, dünnblattiges Beil, welches in das nordische Mittelneolithikum bis Endneolithikum datiert wird (3300-2100 v. Chr.).<sup>24</sup> Diese Beile wurden für Rodungsarbeiten bzw. zur Holzbearbeitung etwa im Haus- und Brunnenbau verwendet. Besonders große und schön gearbeitete Beile können aber auch Status- oder Kultsymbole gewesen sein.

Der Auffindungsort ist auch noch in anderer Hinsicht interessant: Das Beil fand sich unterhalb eines Steilufers, welches den nördlichen und östlichen Rand eines als Stülper Huk oder Hirtenberg bekannten in die Trave hineinragenden Sporns bildet (Abb. 50). Hier wurden und werden durch die natürliche Erosion immer wieder einmal Kulturschichten abgetragen. Die darin enthaltenen Objekte landen im Uferbereich, wo sie mit Glück von Spaziergängern gefunden und gemeldet werden.



Abb. 48 Vorderseite des Feuersteinbeils von der Stülper Huk.



Abb. 49 Rückseite des Feuersteinbeils von der Stülper Huk.

<sup>24</sup> U. Weller, Äxte und Beile erkennen bestimmen beschreiben, Bestimmungsbuch Archäologie 2, München 2014, 65.



Abb. 51 Steilufer an der Nordseite der Stülper Huk mit massiven Abbrüchen im Herbst 2020. Im Zentrum des Bildes die Reste des Rennfeuerofens.



Abb. 52 Senkrechtaufnahme mit Blick auf die beiden Befestigungen und die heute als Binnenwasser ausgebildete ehemalige Bucht.

Als Halbinsel von ca. 16 m Höhe ausgebildet und an der engsten Stelle am Traveunterlauf gelegen, ist der Hirtenberg schon seit Jahrtausenden beliebter Aufenthaltsort. Dies belegen u. a. Funde von Keramikfragmenten aus der gleichen Zeit wie das Steinbeil. Seine strategische Lage machte ihn außerdem prädestiniert zur Anlage von Sperren und Überwachungsmöglichkeiten einer der wichtigsten Lübecker Verkehrsadern – der Trave. Am Ufer vor dem Sporn sind bei extremem Niedrigwasser Holzpfähle zu beobachten, die nach C14-Analysen in die Zeit zwischen 140 und 180 n. Chr. gehören, also in die römische Kaiserzeit. Ihre Funktion ist zwar bislang unbekannt, es ist aber leicht vorstellbar, dass durch eine zusätzliche Verengung der Trave eine stärkere Kontrolle des Schiffsverkehrs möglich war. Vielleicht dienten sie aber auch als Anlegestelle?

Im Steilufer selbst wurden schon häufiger Reste von Rennfeueröfen zur Eisenverhüttung festgestellt, die ebenfalls in diese Zeit gehören können. Eine eindeutige Datierung gibt es für diese Befunde aufgrund mangelnden Fundmaterials jedoch bislang nicht. Rennfeueröfen sind bis ins Mittelalter genutzt worden. Auch Th. Westphalen meldete wieder eine derartige Beobachtung, was eine anschließende Geländebegehung bestätigte (Abb. 51).

Auf dem Hügel sind noch heute zwei Befestigungsanlagen erhalten (Abb. 52): ein teilweise schon der Küstenerosion zum Opfer gefallener Ringgraben von ca. 40 m Durchmesser und ein Abschnittsgraben mit Wall zur Abriegelung des Plateaus. Daher steht das Areal schon seit langem unter Denkmalschutz (Nr. 2 und 4 der Denkmalliste). Beide Anlagen sind bisher undatiert und wohl auch nicht gleichzeitig. Während der Ringgraben den Anlagen für Turmhügelburgen des hohen Mittelalters ähnelt und damit vermutlich dem Beginn der deutschen Besiedlung dieses Küstenabschnitts im 12. Jahrhundert zuzuschreiben ist, sind Abschnittsgräben spätes-



Abb. 53. Gedenkstein von 1930 auf dem Hirtenberg.

tens ab der Bronzezeit belegt, so dass hier die Einordnung ohne weitere archäologische Untersuchungen nicht möglich ist. Außerdem spricht auch die Krümmung des Abschnittsgrabens gegen eine Gleichzeitigkeit der Anlagen.

Der Ringgraben stellt eine Verbindung zur Slawenchronik des Helmold von Bosau (Mitte 12. Jahrhundert) her. Er erwähnt für 1147 die Errichtung des ersten Travemündes zur Sicherung der Traveinfahrt. Aufgrund der guten strategischen Lage wird diese Stelle oft an der Stülper Huk verortet. Arnold von Lübeck (2. Hälfte des 12. Jahrhunderts) berichtet für das Jahr 1181, dass eine Burg an der Trave während der Belagerung Lübecks verbrannt und 1186/87 direkt am Meer wiedererrichtet wurde. Auch hiermit ist die Stülper Huk in Verbindung gebracht worden. Ein 1930 auf dem Hirtenberg errichteter Gedenkstein mit der Aufschrift „Hier stand vermutlich das älteste Travemünde bis 1181“ verweist auf diese Deutungen. Auch er hat heute schon Denkmalcharakter (Abb. 53).

Da die Stülper Huk durch Erosion stark gefährdet ist, soll ein Monitoring durch jährliche Drohnenflüge in Zukunft das Ausmaß der Gefährdung protokollieren. Auch ist über gezielte Sondierungsgrabungen nachzudenken, um vor der vollständigen Zerstörung mehr über die Geschichte des Hügel zu erfahren.



Abb. 54 Nur wenige cm messende Sitzfigur, gefunden am Strand von Travemünde.

## Gemarkung Travemünde/Fdst. 5.29.06: Maria am Strand

Im Januar 2020 meldete M. Kegel, lizenzierter Sondengänger mit Strandsuchgenehmigung für die Badestrände der Hansestadt Lübeck, mehrere Metallfunde vom Travemünder Badestrand. Neben einigen neuzeitlichen und modernen Münzen, Bleiplomben und einigen Spitzgeschossen aus dem 19. Jahrhundert legte er uns auch ein kleines Figürchen vor (Abb. 54).

Auch wenn das Stück nur 3 cm groß ist, erkennt man unschwer eine sitzende bzw. thronende Figur ohne Kopf, auf deren Schoß sich eine zweite, kleinere Person befindet. Beide zeigen eine starre Frontalausrichtung. Rote und grüne Farbreste belegen eine ehemalige farbige Fassung. Eine auf der Bodenplatte befindliche Inschrift ließ sich bisher nicht entziffern. Die Rückseite der gegossenen Figur ist hohl ausgeführt und weist keinerlei Befestigungsmöglichkeiten auf.

Vergleiche mit ähnlichen Darstellungen führen uns in das Umfeld der Marienverehrung, speziell des *sedes sapientiae* („Sitz der Weisheit“).<sup>25</sup> Dieses Motiv ist besonders im späten 12. und 13. Jahrhundert in Europa weit verbreitet und vor allem in größeren Skulpturen überliefert.<sup>26</sup>

Es findet sich aber z. B. auch auf Universitätssiegeln – etwa dem der Universität zu Köln (gegründet 1388) oder der Katholieke Universiteit Leuven (gegründet 1835). Häufig treten Skulpturen mit dieser Art der Mariendarstellung in Orten entlang der Pilgerwege auf. Viele hölzerne Stücke wurden bei Prozessionen getragen, so wie z. B. heute noch am 15. August – Mariä Himmelfahrt – in der Auvergne.<sup>27</sup>

Bei dem Travemünder Fund ist unklar, wie er verwendet wurde. Da Befestigungsmöglichkeiten fehlen, handelt es sich wohl nicht um eine

Applikation, die auf einem Reliquiar, einem Reisealtar oder ähnlichem angebracht war.

Für ein Pilgerzeichen hat es ebenfalls eine ungewöhnliche Form und auch hier fehlen die Befestigungsmöglichkeiten, die sonst bei Pilgerzeichen in der Regel vorkommen. Die Funktion und Herkunft im Umfeld einer Marienwallfahrtsstätte zu suchen, ist allerdings stark anzunehmen.

Ähnliche Figürchen sind in den letzten Jahren verschiedentlich im archäologischen Kontext aufgetreten. Am ähnlichsten ist ein Fund aus Neubrandenburg<sup>28</sup>, auch hierbei handelt es sich um ein mit 5 cm Höhe sehr kleines Objekt, welches ebenfalls im Hohl-gussverfahren hergestellt wurde. Aufgrund seiner starren Haltung wird es in das 13. Jahrhundert datiert. Die gleiche Zeitstellung – oder noch etwas früher – ist auch für unser Fundstück in Betracht zu ziehen, wie viele weitere Vergleiche zeigen.

Zwei Figürchen ähnlicher Größe (3,5 cm und 6 cm) und Darstellung sind aus Sachsen-Anhalt bekannt: Pfalz Tilleda, Kr. Sangerhausen<sup>29</sup> und Klosterkirche auf dem Petersberg bei Halle/Saale<sup>30</sup>. Diese sind aus Geweih (Tilleda) bzw. Knochen (Halle) gefertigt und datieren noch ins späte 12. Jahrhundert. Ihre Ausführung ist wesentlich archaischer und einfacher und erinnert eher an romanische Schachfiguren.

Durch eine Veröffentlichung in Archäologie in Deutschland wurden wir darauf hingewiesen, dass auch die Funktion als Taschenheilige und eine Datierung eher in die Neuzeit, vielleicht sogar erst ins 19. Jahrhundert, in Betracht zu ziehen sei.<sup>31</sup>

<sup>25</sup> Freundlicher Hinweis von P. Schemainda.

<sup>26</sup> Z.B. sei hier auf die gotländische Madonna von Viklau hingewiesen. Auch im Dom von Erfurt wird das Motiv im Altar eines Seitenschiffs aufgegriffen.

<sup>27</sup> Mary C. Comber-Donovan, *Throne of Wisdom: Twelfth Century Statue, Twenty-First Century Icon*, 5.

<sup>28</sup> Neubrandenburg, Lkr. Mecklenburgische Seenplatte, Fpl. 318, in: *Bodendenkmalpflege in Mecklenburg-Vorpommern, Jahrbuch 64, 2016*, 333, Abb. 299/1.

<sup>29</sup> E. Lehmann, *Ein beinernes Muttergottesfigürchen aus Tilleda*, in: *Ausgrabungen und Funde Band 22, 1977, Heft 6, 247-249, Taf. 44*.

<sup>30</sup> Ebenda, 248 (ohne Abbildung).

<sup>31</sup> Frdl. Hinweis B. Thier, Münster. Die Vergleichsstücke sind jedoch von anderer Gestaltung und zeigen vor allem in keinem Fall die starre frontale Ausrichtung. Auch hat sich dort bisher keine Parallele zur Darstellung gefunden. Aber der Hinweis regt zu weiteren Untersuchungen an.



*Abb. 56 Blick durch die Schießscharte eines Schutzbunkers bei Vorrade, Teil einer Flakstellung aus dem Zweiten Weltkrieg.*

## Gemarkung Vorrade/Fdst. 5.32.14: Steinzeit gesucht – Flak gefunden

Als Mittel gegen den Klimawandel und seine Auswirkungen hat die Hansestadt Lübeck schon vor Jahren die Neuaufforstung von ca. 100 ha Wald beschlossen. Dafür werden vom Bereich Stadtwald Freiflächen gesucht. Grundsätzlich muss in diesem Zusammenhang auch die Betroffenheit archäologischer Belange geprüft werden.

Die Umwandlung landwirtschaftlicher Flächen in Wald ist erst einmal auch aus bodendenkmalpflegerischer Sicht als positiv anzusehen: Wald schützt Bodendenkmale, Landwirtschaft gefährdet Bodendenkmale.

Es ist aber auch folgendes zu bedenken: Die Flächen stehen nach der Aufforstung nur noch eingeschränkt für die Lokalisierung neuer Fundstellen, also der Landesaufnahme und damit der Wissenserweiterung zur Verfügung. Außerdem birgt auch Wald Gefahren für Bodendenkmale: Die Wurzeln (vor allem von Tiefwurzlern) können Befunde wie z. B. Gruben, Gräber etc. durchdringen und im schlimmsten Fall komplett zerstören. Bei Windbruch können diese Befunde auseinandergerissen werden und der Erosion anheimfallen. Eine Nutzung des aufgeforsteten Bereichs kann ebenfalls eine Gefährdung darstellen: Nämlich z. B. bei der Anlage von Forstwegen und der Entfernung von Bäumen.

Die Ausweisung einer Erstaufforstungsfläche bei Vorrade im Süden Lübecks machte daher die vorherige Prospektion des bis dahin landwirtschaftlich genutzten Areals erforderlich, zumal hier bisher nur aus der Umgebung vor- und frühgeschichtliche Funde bekannt waren. Gemeinsam mit dem FSJ'ler<sup>32</sup> L. Böckmann führte die Berichterstatterin eine Oberflächenbegehung des



Abb. 55 L. Böckmann auf der Suche nach archäologischen Funden.

Ackers durch (Abb. 55), die aber aufgrund der nur minimal umgebrochenen Ackerkrume und der vorherrschenden Trockenheit im Oktober und November 2020 nur wenige Funde erbrachte. Eine Begehung des südlichen Drittels unterblieb, da dort schon einmal Ton für eine Ziegelei an der Kronsfordter Landstraße abgebaut wurde und daher von einer Zerstörung etwaiger Fundstellen auszugehen war. Im nördlichen Teil der Parzelle fand sich ein Streuschleier aus mittelalterlicher und neuzeitlicher Keramik und vereinzelten Tonpfeifenfragmenten, was für die Aufbringung von Fäkalien zur Düngung spricht. Die aus den Kloaken der Stadt entnommene Füllung wurde mit Karren auf die umliegenden Äcker gefahren. Anhaltspunkte für Siedlungsstellen oder Friedhöfe liefern diese Funde in der Regel aber nicht. Dafür benötigt man Konzentrationen verschiedener Materialien an einer oder mehreren Stellen, welche von „angeknabberten“ oder gar zerstörten Befunden (Mauern, Gruben, Gräbern etc.) stammen können. Dazu zählen natürlich vor allem Keramikfragmente sowie Feuersteingeräte oder auch Metallgegenstände. Diese Konzentra-

<sup>32</sup> Freiwilliges Soziales Jahr in der Denkmalpflege.



Abb. 57 In einiger Entfernung zur eigentlichen Flakstellung befanden sich auch Baracken aus Backstein, von denen eine als Ruine noch erhalten ist.

tionen können direkt im Gelände auffallen, oder sie entstehen durch die Kartierung der eingemessenen Funde am Schreibtisch. In der Regel handelt es sich hierbei dann um Fundstellen aus der Vor- und Frühgeschichte, aber auch mittelalterliche Wüstungsbereiche können so entdeckt werden.

Auf dem Acker in Vorrade wird das vor- und frühgeschichtliche Fundmaterial nur von wenigen Feuersteinabschlägen – teilweise mit Bearbeitungsspuren – gebildet. Eindeutige Geräte fehlen allerdings. Auch zeichneten sich bis auf einen Bereich mit einem höheren Steinanteil im Ackerboden keine eindeutigen Konzentrationen ab. Lediglich das Vorhandensein von gebranntem Feuerstein in doch erheblicher Menge könnte auf eine vorgeschichtliche Fundstelle hindeuten, die durch die landwirtschaftliche Nutzung schon gestört ist. Aufgrund des geringen und relativ unspezifischen Fundaufkommens wurde die Fläche unter Auflagen für die Aufforstung freigegeben.

War das Ergebnis der archäologischen Prospektion also in Bezug auf die Entdeckung einer neuen vor- und frühgeschichtlichen Fundstelle eher unbefriedigend, wurde die Archäologie durch den Kontakt zu den Kollegen vom Stadtwald und einem örtlichen Landwirt auf ein ganz anderes Denkmal aufmerksam: In einem kleinen Wäldchen am Rand der begangenen Ackerparzelle verbergen sich noch Teile einer Flakstellung aus dem Zweiten Weltkrieg. Im Detail handelt es sich um einen Überwachungsbunker der Flakstellung aus Beton (Abb. 56) sowie Reste von Backsteinmauern, welche zu einer Baracke gehört haben dürften (Abb. 57).

Derartige Anlagen gibt es im Lübecker Landgebiet an verschiedenen Stellen und in unterschiedlichem Erhaltungszustand (z. B. bei Broden, Dummersdorf, Gothmund, Herrenwyk, Blankensee, Schlutup und Wesloer Forst). Sie sind neben Bunkern, Schießständen und Munitionsfabriken als Zeugnisse militärischer Nutzung bzw. als Kriegsrelikte zu schützen und zu bewahren. Dabei wurden manche dieser Anlagen nicht erst in der NS-Zeit errichtet, sondern zeugen von Lübecks Bedeutung für das Militär in preußischer Zeit. Nicht zuletzt die Räumlichkeiten am Meesenring, in denen sich die Abt. Archäologie des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege befindet, zählen dazu.<sup>33</sup>

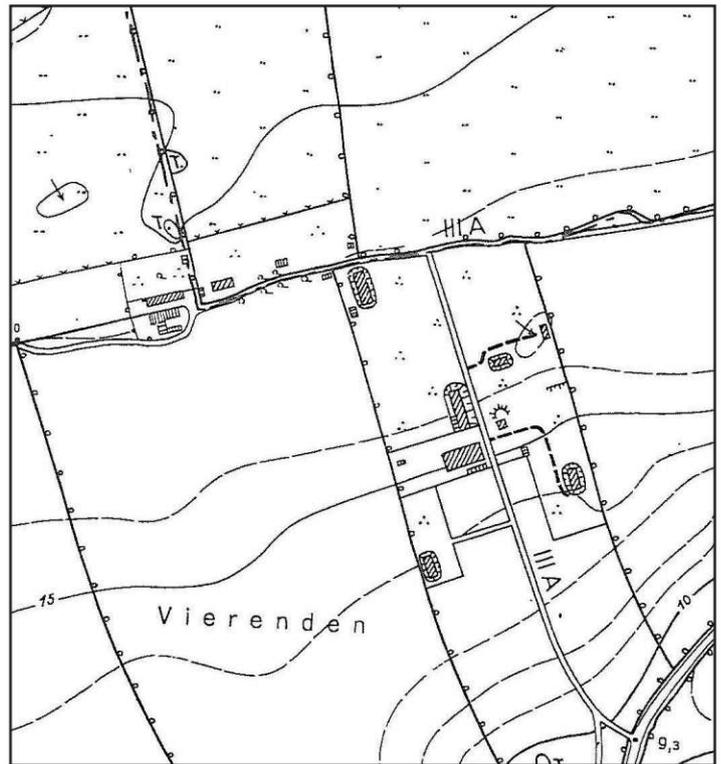


Abb. 58 Deutsche Grundkarte von 1950: Noch sind die einzelnen Gebäude der Flakstellung erhalten und zu unterscheiden.

Weitere Recherchen auf verschiedenen Luftbildern und Kartenmaterial erbrachten zusätzliche Informationen. Die Flakstellung hatte ursprünglich größere Ausmaße und war nicht auf dieses Wäldchen beschränkt. Sowohl auf der jetzt aufgeforsteten Fläche als auch auf den östlich angrenzenden Ackerparzellen sind im Boden noch weitere Bauteile der Anlage erhalten, wie Luftbilder und ältere Ausgaben der topografischen Grundkarte aus den 1950er Jahren zeigen (Abb. 58). Leider wurde in den letzten Jahren auf einer Nachbarparzelle ein Offenstall mit Nebengebäuden (u. a. Güllebecken) errichtet, ohne dass die Archäologie über den Bau informiert wurde und vorher tätig werden konnte. Dadurch sind wichtige Bauteile im südlichen Bereich der Anlage zerstört worden. Zu wünschen wäre, in nächster Zukunft einmal eine geophysikalische Kartierung der baulichen Reste vorzunehmen, um den aktuellen Zustand zu dokumentieren. Der Landwirt berichtete auch von Betonbrocken, welche beim Pflügen zutage treten, was für eine gewisse Zerstörung der Anlage spricht.

gangenheit: benannt nach der Schlacht bei Meesen in Flandern während des Ersten Weltkrieges. Die Benennung erfolgte allerdings erst 1938. Die Kasernenbauten wurden ab 1897 errichtet, 1899 eingeweiht und ab 1935 erweitert.

<sup>33</sup> Schon der Name Meesenkasernen deutet auf eine militärische Ver-



Abb. 60 Auszubildende des Bereichs Stadtgrün und Verkehr helfen beim Aufrichten des umgefahrenen Grenzsteins.

## Grenz-, Flur- und Scheidesteine aus verschiedenen Gemarkungen

Einen großen Teil der in der Denkmalliste erfassten Bodendenkmale bilden die Grenz-, Flur- und Scheidesteine, deren Erfassung und Schutz in Lübeck eine mittlerweile 100jährige Tradition hat.<sup>34</sup> Besonders die Steine zum oldenburgischen, mecklenburgischen und lauenburgischen Umland sind noch heute sichtbares Zeugnis einer Grenze, die in diesen Bereichen im 18. und 19. Jahrhundert festgeschrieben wurde und bis heute weitestgehend unverändert besteht. Aber auch die Flursteine stellen wichtige historische Zeugnisse dar, grenzen sie doch die Besitztümer und Zuständigkeiten der Hansestadt (Bauhofsteine), der Stiftungen (Heilig-Geist-Hospital, St. Annen Armen- und Werkhaus etc.) oder auch privater Einrichtungen (etwa der Parchamschen Stiftung auf Gut Padelügge) gegeneinander ab. Scheidesteine dienten ebenfalls zur Markierung von Besitzgrenzen, indem auf ihnen Zahlenkombinationen die entsprechenden Flurstücke anzeigen (z. B. 5/6).

Steinerne Markierungen gab es in Lübeck auch schon im späten Mittelalter, allerdings sind von diesen keine mehr erhalten. Der älteste Grenzstein ist für das Jahr 1475 belegt und befand sich an der Grenze zwischen Lübecker und Eutiner Hoheitsgebiet.<sup>35</sup> Weiterhin finden sich im Stadtarchiv Unterlagen über das Setzen von 113 Flursteinen entlang der Ländereien des St. Jür-



Abb. 59 Der von C. Finzel fotografierte, auf der Seite liegende Grenzstein beim Kannenbruch.

gen-Stifts im Jahr 1485.<sup>36</sup> Die ältesten datierten und zum Teil noch am Originalstandort befindlichen Steine sind die von 1571, welche Dorf und Gut Wesloe kennzeichneten. Einer dieser Steine steht noch an der Ecke Wesloer Weg/Wesloer Landstraße. Heute sind 137 Grenz- und Flursteine bekannt und erfasst, 82 davon in die Denkmalliste eingetragen. Für 2021 ist geplant, die noch ausstehenden Eintragungen vorzunehmen.

In 2020 musste der Bereich Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie, mehrfach in Sachen Grenz-, Flur- und Scheidesteine tätig werden:

### Grenzstein beim Kannenbruch

Schon vor dem Jahreswechsel 2019/2020 machte uns C. Finzel auf einen vermutlich umgefahrenen Grenzstein an der Straße von Kronsforde nach Bliestorf aufmerksam. Der direkt neben der Straße im Grünstreifen stehende Stein musste wiederaufgerichtet werden (Abb. 59). Das war nicht ganz so einfach, da es sich bei diesem Stein

<sup>34</sup> So erfasste W. Stier in den 1920er Jahren erstmals die Grenz- und Flursteine und setzte sich beim Denkmalrat der Freien und Hansestadt für deren Schutz ein. 1932 erstellte er für diesen eine Liste der damals vorhandenen Steine. Vgl. hierzu auch die detaillierte Zusammenstellung von H. Röhl/W. Bentin, Die Grenzen und Grenzsteine der (freien und) Hansestadt Lübeck, Lübeck 2003. Noch heute kümmern sich neben dem Bereich Archäologie und Denkmalpflege, Abt. Archäologie, auch Privatpersonen wie C. Finzel und J. Tappenbeck um die Bestandsaufnahme und Kontrolle der noch immer zahlreich vorhandenen Steine. Ihnen gebührt unser Dank für ihren unermüdlichen Einsatz, den wir in diesem Maße nicht leisten können.

<sup>35</sup> Röhl/Bentin, 14.

<sup>36</sup> Ebenda, 115.



Abb. 62 Im Grenzsteinpark auf dem Gelände des Universitätsklinikums finden Grenz- und Flursteine, die nicht an ihrem Standort verbleiben können oder deren Standort nicht bekannt ist, seit Jahrzehnten Asyl.

um einen – wenn auch kleineren – unbehauenen Feldstein, einen Findling, handelt, welcher durch das Einhauen der Kennzeichen für die Hansestadt Lübeck (H L) und Herzogtum Lauenburg (St L) ergänzt um die Nummer 10 als Grenzstein markiert wurde. Er gehört zu einer Gruppe von Steinen, mit denen die 1747 in einem Rezzess zwischen der freien Reichsstadt Lübeck und dem Herzogtum Lauenburg bzw. Kurhannover festgelegte Grenze 1759 „versteinert“ wurde. Noch heute verläuft hier die Grenze zwischen der Hansestadt Lübeck und dem Kreis Herzogtum Lauenburg. Von den ursprünglich 14 Steinen stehen neben Nr. 10 noch einige entlang des Heidteichs am Kannenbruch und in der Nähe der Brömsenmühle. Ein guter Kontakt zum Bereich Stadtgrün und Verkehr machte es möglich: Im Januar 2020 richteten die Auszubildenden des Bereichs den Stein wieder auf (Abb. 60).<sup>37</sup> Im November mussten wir die Kollegen wegen des gleichen Steins erneut um Amtshilfe bitten. Diesmal hatte uns ein interessierter Bürger aus dem benachbarten Bliestorf informiert und wiederum wurde uns von den Kollegen schnell und umstandslos geholfen. Nach kurzer Zeit war der Stein wieder an Ort und Stelle.

## Grenzstein bei Klein Grönau

Ein weiterer Grenzstein, der immer wieder Sorgen bereitet, steht auf dem Gelände des ehemaligen St. Jürgen Siechenhauses in Klein Grönau. Auch hier befindet sich der Stein (mit Sachsenroß für das Herzogtum Lauenburg und Lübecker Schild für die Hansestadt gekennzeichnet) direkt neben der Straße. Das Gelände gehört der Kirchengemeinde und wird vom CVJM genutzt, daher wurde der Grundstückseigentümer informiert und kümmerte sich um das Wiederaufrichten des Steines. Hier war der Übeltäter vermutlich die Müllabfuhr, was wohl alle Jahre wieder einmal vorkommt.

<sup>37</sup> Frau Grell, Herrn Gouin und den Auszubildenden des Bereichs Stadtgrün und Verkehr sei an dieser Stelle nochmals für den Einsatz und die Unterstützung gedankt.

## Fund im Steinhaufen

Im Frühsommer 2020 informierte uns ein ehemaliger Mitarbeiter des Bereichs Archäologie, U. Behm, über einen Lesesteinhaufen an einem der Parkplätze des Flughafens Blankensee. Hier war ihm ein Bauhofstein aufgefallen. Dieser war wohl irgendwo auf dem Flughafengelände zusammen mit den anderen Lesesteinen (unbearbeiteten Findlingen) aufgefunden und hier abgelegt worden (Abb. 61). Leider erbrachten auch die Rück-



Abb. 61 Auf einem Lesesteinhaufen am Flugplatz Blankensee gefundener Bauhofstein.

fragen beim Flughafenbetreiber und bei vor Ort tätigen Baufirmen keine Erkenntnisse zur seiner Herkunft. Standorte von Bauhofsteinen sind im näheren Umfeld des Flughafens bisher nicht bekannt, gleichwohl gibt es in unmittelbarer Nähe an der Blankenseer Straße Grenzsteine zum Lauenburgischen, die noch am Originalstandort stehen.

Mit technischer Unterstützung durch die am Flughafen tätige Firma Grothe Bau konnte der Bauhofstein verladen und in das Magazin des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege überführt werden. Hier lagert er als Fundobjekt und wird bei Gelegenheit in den auf dem Gelände des Universitätsklinikums – in der Nähe der Hautklinik – gelegenen Grenzsteinpark verbracht (Abb. 62). Hier werden schon seit Jahrzehnten Grenz- und Flursteine aufgestellt, deren ursprünglicher Standort nicht mehr bekannt ist, oder die aus unterschiedlichen Gründen nicht an ihrem Originalstandort verbleiben konnten.



FDST 51311  
KRONSFORDER  
HAUPTSTRASSE  
A2  
HA HAUS - NR. 65  
04.05.2020

Abb. 1 Urnenfund in der Hausanschlussgrube Kronsforder Hauptstraße 65.

## Restaurierung der Urne aus Kronsforde

Marco Hauser

### Auffindungssituation

Die Grabungsarbeiten erfolgten im Zusammenhang mit dem Anschluss der ländlichen Randgebiete Lübecks an das städtische Entwässerungsnetz.<sup>1</sup> Die Leitungsverlegung des Abwassersystems begann am 01.07.2018 in sechs archäologisch begleiteten Bauabschnitten.

Die Urne wurde kurz vor Abschluss der Bauarbeiten am 04.05.2020 in der Baugrube für den Hausanschluss Kronsforder Hauptstraße 65 im 1,5 m breiten Leitungsgraben des zweiten Bauabschnitts in ca. 1 m Tiefe lokalisiert (Abb. 1).<sup>2</sup>

Die Bergung erfolgte unter der Leitung von H. Kräling und D. Fuchs. Durch die Baggerarbeiten war die Urne jedoch bereits teilweise zerstört. Weitere Fragmente fanden sich schon im Abraum.

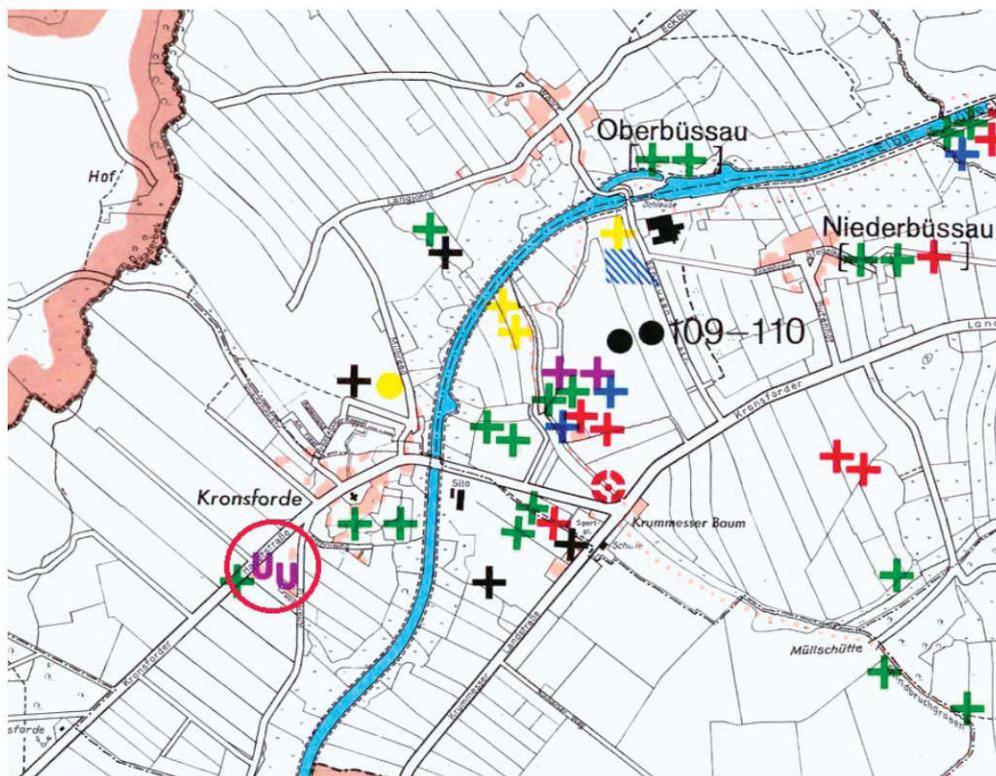


Abb. 2 Ausschnitt aus der archäologischen Karte der Hansestadt Lübeck (Stand 1985). Der rote Kreis markiert die angenommene Lage des Urnengräberfeldes.

<sup>1</sup> Siehe Beitrag I. Sudhoff, Archäologie im Lübecker Landgebiet zu den Maßnahmen in Kronsforde in diesem Heft.

<sup>2</sup> Freundl. Mitteilung H. Kräling und D. Fuchs. Weitere Informationen sind dem Grabungsbericht entnommen worden.

Weiterhin sind im Kannenbruch Raseneisenerzvorkommen nachgewiesen.<sup>3</sup> Die erste bekannte Nennung eines eisenzeitlichen Urnenfriedhofs am Südausgang von Kronsforde findet sich um 1880 bei Hermann Hofmeister: „auf dem Platz der Forstarbeiterkate“.<sup>4</sup> Allerdings fehlen hier detaillierte Aufzeichnungen zur genaueren Datierung. Aus dem Mittelalter stammt der „nicht sichtbare“ Turmhügel am Krummesser Baum.<sup>5</sup>

## Übergabezustand

Der Urnenboden mit anliegenden Scherben wurde in einer Transportkiste umgeben von Sediment in der Restaurierungswerkstatt eingeliefert (Abb. 3). Der Urneninhalt befand sich noch in situ in der Urne. Weitere Scherben wurden in einer separaten Fundtüte übergeben. Eine weitere Fundtüte enthielt loses Knochenmaterial zur Beprobung. In der Kiste lagen etliche Scherben, Leichenbrand und Teile einer Steinbettung.

## Laborfreilegung

Zuerst wurden lose aufliegende Fragmente entnommen. Anschließend wurde der Sand mit VE-Wasser angefeuchtet, um ihn zu beschweren und seine Haftfähigkeit zu erhöhen. Nun konnte der Urnenboden vorsichtig entnommen und mit PE-Folie mehrfach umwickelt werden. Auf einer passgerechten Unterlage wurde die Urne nach einer Drehung um 180° mit angefeuchteten Gipsbinden in einer Gipshülle fixiert. Nach dem Trockenprozess wurde die Gipshülle auf der Oberseite eingeschnitten und aufgefaltet.

Der Abtrag des Urneninhalts erfolgte schichtweise mit Löffel und Pinsel, bis der Boden komplett freigelegt war. Die Scherben wurden auf ein Tablett überführt und ihr Zusammenhang beibehalten. Anschließend wurde die Transportkiste durchsucht und aus ihr alle Steine, Keramikfragmente und der Leichenbrand entnommen und separiert. Nach der Freilegung wurde der übrige Sand gesiebt und nach weiterem Leichenbrand, Fasern und Keramikfragmenten durchsucht. Der Urnenboden ist trotz eines massiven Risses nahezu vollständig erhalten geblieben (Abb. 4).

<sup>3</sup> J. Düring, Kronsfordener Chronik 1194-1996, Lübeck 1997, 3, 18.

<sup>4</sup> H. Hofmeister, Ergänzung Dr. Alfred Tode - Die vorgeschichtlichen Denkmäler im Lübeckischen Staatsgebiet, Lübeck 1930, 56.

<sup>5</sup> J. Düring 1997, 25-27.



Abb. 3 So wurde die Urne in der Restaurierungswerkstatt eingeliefert.



Abb. 4 Zustand nach dem Entfernung der Verfüllung.

Durch den Riss war die Urne leicht deformiert. Die restlichen Urnenfragmente liegen zumeist in handlichen Stücken vor (Abb. 5).

## Urneninhalt

Außer dem Leichenbrand und einem bearbeiteten Feuerstein, fanden sich organische Fasern großflächig anhaftend auf der Innenseite der Urne und lose im durchsuchten Sediment.



Abb. 5 In der Restaurierungswerkstatt wurden alle Keramikfragmente, die Steine des Steinschutzes und der Leichenbrand getrennt behandelt.

### Steinbettung

Unterhalb der Urne waren große Steine ohne erkennbaren Zusammenhang geborgen worden.

### Reinigung

Die Reinigung der Scherben erfolgte in zwei Schritten. Zuerst wurde eine Trockenreinigung mit mittelharten Borstenpinseln und einem Reinigungspinsel durchgeführt. Bei der anschließenden Feuchtreinigung wurden die Oberflächen mit Latexschwämmen und VE-Wasser abgetupft.

### Restaurierungsmaßnahmen

Die Fügekannten wurden mit 10%igem Ethylmethacrylat Paraloid B72, gelöst in Methylethylketon, vorgeätzt und abgesperrt. Anschließend erfolgte die Klebung in einem Sandbad mit 35%igem Ethylmethacrylat Paraloid B72, gelöst in Methylethylketon, aufgetragen mit einem Pinsel. Als Hilfsmittel dienten Leimzwingen, kleine Klemmen, polsterndes Vlies und Holzkeile. Durch die Deformierung der Urne mussten einige Scherben gemittelt werden, um gleichmäßige Haftfähigkeit herzustellen und große Spalte

zu verhindern. Um eine Glanzbildung des überschüssigen Klebefilms zu unterbinden, wurden für dessen Abnahme Wattestäbchen, Zellstoff und eine Zahnbürste mit Methylethylketon benetzt und je nach Anwendungsstelle intuitiv verwendet. Eine einzelne, freistehende Scherbe wurde zur besseren Fixierung mit Glasfasergewebe kaschiert und mit dem Ethylmethacrylat Paraloid B72, gelöst in Methylethylketon, fixiert. Als temporäre Trennschicht wurde Hostaphanfolie verwendet. Abschließend wurde die Glasfaserergänzung mit Erdpigmenten retuschiert. Hierzu wurden die Erdpigmente auf einem Uhrglas mit Spateln verrieben und dabei mit einer Pipette beträufelt, die das Ethylmethacrylat Paraloid B72 5%ig, gelöst in Methylethylketon, enthielt. Der Pigmentauftrag erfolgte dünnflüssig und lasierend mit einem feinen Pinsel. Verwendet wurde das Pigment „Umbra natur cyprisch 40610“ von KREMER und eine Pigmentmischung mit der Bezeichnung: „Gebrannter Ocker/ Dunkler Ocker/ Graphitschwarz“.

### Endzustand

Etwa 40 % der Seitenwand konnten wiederhergestellt werden und wurden am Boden wieder-



Abb. 6 Die Urne nach der Restaurierung.

angefügt. Die Deformation wurde durch das Ausmitteln der Scherben soweit wie möglich ausgeglichen. Eine freistehende Scherbe wurde von farbneutral retuschiertem Glasfasergewebe im Scherbenverbund gehalten. Glanzreste vom Fügeprozess wurden sorgfältig entfernt und die Urne einem Trocken- und Feuchtreinigungsprozess unterzogen. Für die Präsentation ist eine Konstruktion nötig (z.B. Wanne & Holzkeil), da der Boden die Urne nicht mehr tragen kann. Einige Scherben konnten nicht mehr in den Komplex integriert werden, da die Passstellen hierfür fehlten. Für die Lagerung der Urne wurden eine Kiste aus Archivkarton und ein Leichenbrandgefäß gebaut.

Ein zusammenhängender Komplex der Deckelschale aus sieben Fragmenten, mit Randlippenbereich, konnte ebenfalls wiederhergestellt werden und liegt der Urne separat bei.

#### Lagerungsverpackungen

Zur Aufbewahrung der Urne wurde eine passende Transportkiste mit Deckel aus inertem Archivkarton angefertigt. Deckel und Kistenboden wurden jeweils im Ganzen am Schneidetisch aus einem Karton geschnitten. Die Falzkanten wurden mit Skalpell und einem kleinen Cuttermesser vorsichtig angeschnitten. Verklebt ist die Kiste mit Tylose MH 300, 2%ig gelöst in VE Wasser. Die Fixierung erfolgte mit Wäscheklammern und einer Trennschicht aus Hostaphanfolie. Um den empfindlichen Archivkarton nicht zu verschmutzen wurden Einweghandschuhe getragen. Für den Leichenbrand wurde ein Lagerungsbehältnis angefertigt. Dazu wurde eine Glasschale mit Japan-Seidenpapierstreifen abgeformt. Als Trennlage wurde die Glasschale mit Tecero Schutzwachs (2T 30222 / 1T 30201), 20%ig gelöst in Siedegrenzbenzin 100-140°C, mit einem breiten Pinsel eingestrichen und über Nacht getrocknet. Die vorgeschrittenen Cellulose-Streifen wurden in sieben, übereinander liegenden Lagen mit Tylose MH 300, 2%ig gelöst in VE Wasser, verklebt. Nach dem Trockenprozess wurde das ausgehärtete Behältnis aufgeschnitten und erneut mit Tylose MH 300, 2%ig gelöst in VE Wasser, verklebt.

#### Objektbeschreibung

Der Boden der Urne hat einen kompakten Durchmesser von 11,5 cm und geht in einen ausladenden Bauch mit einem Durchmesser von 28,5 cm über. Der weit geschwungene Hals ist mit 5 mm

Wandstärke deutlich filigraner als der Rest der Urne mit 7 mm Wandstärke. Ihre Höhe beträgt aktuell 26 cm. Die ursprüngliche Höhe konnte aufgrund fehlender Teile nicht ermittelt werden. Die Oberflächenstruktur ist auf der Außenseite am Bauch grobkörnig und rau, während Hals und Deckelschale eine glatte Oberflächenstruktur besitzen. Die tellerförmige Deckelschale besitzt eine Wandstärke von 5 mm und eine schmale Lippe. Ein weiteres Randstück besitzt eine nach innen gerundete, ausgeformte Öffnung (Abb. 7). Dieses Fragment konnte weder an die Urne noch an die Deckelschale angepasst werden.

#### Einordnung der Urne

Bei der vorliegenden Urne handelt es sich um unverzierte Siedlungskeramik. Das zwei- bis drei-



Abb. 7 Intentionell eingedrücktes Randfragment.

gliedrige Gefäß hat die Form eines Topfes und wurde eventuell vormals als Kochgefäß verwendet, bevor es im Bestattungskontext gebraucht wurde. Datiert wird die Urne in die ältere vorrömische Eisenzeit, tendenziell in die Stufe Jastorf. Auffällig ist eine runde, nach innen liegende Wölbung im Lippenbereich des einzelnen Randfragmentes. Möglich ist hier die bewusste Verwendung als „Seelenloch“. Eine andere Möglichkeit ist die vormalige Verwendung als Imkergefäß und die kleine Öffnung ein Flugloch für Bienen.<sup>6</sup> Eine Zugehörigkeit zu dem im 19. Jahrhundert entdeckten Gräberfeld zwischen Kronsfordener Hauptstraße, Elbe-Lübeck-Kanal und Otternweg gilt als wahrscheinlich.<sup>7</sup>

<sup>6</sup> W. Wegewitz, Das Abenteuer der Archäologie. Erlebte Vorgeschichte (= Veröffentlichungen der Urgeschichtlichen Sammlungen des Landesmuseums zu Hannover Bd. 45), Hannover 1994, 231-232, Abb. 288.

<sup>7</sup> Grabungsbericht Kronsforde im Ortsaktenarchiv des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege, 19.



Abb. 2 Heute geht dies viel einfacher und effizienter: Drohnenaufnahme der freigelegten Backsteinmauern an der Parade 2.

## Drohnenanwendungen in der Archäologie

Dirk Rummert

Mit Beginn der Großgrabung im Lübecker Gründungsviertel Ende 2009 hielt die digitale Dokumentation Einzug in die Lübecker Archäologie.

Statt einer zeichnerischen Dokumentation mit Hand- und Panthographenzeichnungen werden die vorbereiteten Flächen und Profile heute mit Passpunkten versehen, fotografiert und mit dem Tachymeter eingemessen. Mittels einer Software werden die Bilder dann entzerrt. Dieser Vorgang nennt sich Fotogrammetrie. Die entzerrten Einzelbilder werden zugeschnitten und zusammengesetzt. Sie dienen als Zeichengrundlage für die eigentliche archäologische Interpretation. Neben Befundgrenzen und Befundnummern werden auch andere Fachdaten wie Höhen, Profillagen, Bohrungen, Sonderfunde, Proben etc. eingetragen. Die Qualität der Fotos ist hierbei ausschlaggebend für die Qualität der späteren Zeichnung.

Um mit dieser Technik die besten Ergebnisse zu erzielen, ist es wichtig beim Fotografieren möglichst senkrecht über die zu entzerrenden Flächen bzw. möglichst waagrecht vor die zu entzerrenden Profile zu kommen.

Auf den Grabungen wurden die Bilder für diese technische Anwendung von da an fast immer von Leitern aus gemacht (Abb. 1). Wenn es möglich war, fotografierten wir auch aus Fenstern oder von Gerüsttürmen und Hebebühnen aus. Gerade bei größeren Flächen wurde da der Wunsch nach einem „fliegenden Stativ“ immer stärker.

Neben diesen technischen Aufnahmen sind Übersichtsbilder aus einer größeren Höhe



Abb. 1 So wurden die Aufnahmen für die Fotogrammetrie früher gemacht: Bei den Ausgrabungen im Gründungsviertel stand der Techniker noch auf der Leiter und versuchte, die Fotos möglichst senkrecht zu erstellen.

wichtig für das Verständnis archäologischer Stätten. Bei großen Strukturen ist es häufig eine Frage des Blickwinkels, damit sich die Zusammenhänge besser verstehen lassen. Deshalb werden in der Archäologie schon lange Luftbilder aus Flugzeugen, Helikoptern und Heißluftballons ge-



Abb. 3 Die Fotos der freigelegten Keller in der Fischstraße wurden von einem Leiterwagen der Feuerwehr aus aufgenommen.

nutzt. Bei der Grabung im Gründungsquartier kam deshalb ein Leiterwagen der Feuerwehr zum Einsatz. Nur so ließen sich die freigelegten Keller in der Fischstraße im Zusammenhang fotografieren (Abb. 3). Für solche Bilder musste immer ein großer Aufwand betrieben werden.

Die Technik der unbemannten Fluggeräte (UAV = unmanned aerial vehicle, umgangssprachlich „Drohne“ oder „Multikopter“) hat sich in den letzten 10 Jahren immens weiterentwickelt.

Aus einer Anwendung für technikbegeisterte Bastler wurden sichere Flugsysteme mit ausreichend langen Flugzeiten und guten Kameras zu einem erschwinglichen Preis. Deshalb entschied sich die Abteilung Archäologie zur Anschaffung eines UAVs. Mehrere Mitarbeiter wurden geschult, und im Jahr 2018 konnten wir unsere ersten Flüge absolvieren.

Schnell zeigten sich die Vorteile der neuen Technik. Gerade größere Flächen im Außenbereich lassen sich jetzt schneller, sicherer und besser dokumentieren (siehe z.B. Abb. 2).

Der Arbeitsablauf auf den Grabungen gestaltet sich so, dass vor der Dokumentation die Flächen geputzt werden. Damit wird morgens begonnen, und je nach Situation ist die Fläche erst spät am Tag fertig. Jetzt muss sie meist schnellstmög-

lich aufgenommen werden, da sonst die frisch freigelegten Schicht- und Befundgrenzen durch Wind und Wetter leiden und im Zweifel nicht mehr zu erkennen sind. Mit der Drohne ist dies problemlos möglich. Außerdem kann mit ihr zerstörungsfrei gearbeitet werden, da die Fläche zum Fotografieren nicht betreten werden muss.

Statt wie vermutet nur vereinzelt eingesetzt zu werden, wird das Fluggerät bei größeren Grabungen

im Freien heute für jede Flächenzeichnung angefordert. Neben den Dokumentationsbildern entstehen dabei auch Übersichtsaufnahmen, die das Fortschreiten der Grabungen festhalten und einen neuen Blick auf die freigelegten Befunde und deren Lage in der heutigen Bebauung bzw. in ihrem landschaftlichen Kontext ermöglichen.

Drohnen werden außerdem als Hilfsmittel bei der Erstellung von dreidimensionalen Modellen genutzt: Aus 2D-Bildinformationen lassen sich mithilfe der „Structure from motion“-Methode 3D Punktwolken erstellen. Dazu sind genügend Fotos eines Objekts aus unterschiedlichen Perspektiven und die entsprechende Software notwendig. Da sich die gewünschten Flugrouten mit den gewünschten Bildern voreinstellen lassen (also wann soll wo automatisch ein Foto geschossen werden), bieten sich die Multikopter für diese Anwendung geradezu an.

In der archäologischen Prospektion (also der zerstörungsfreien Erkundung und Erfassung von archäologischen Stätten) wird den UAVs sogar die Rolle eines „Game Changers“ zugesprochen.<sup>1</sup>

In der klassischen Luftprospektion werden unter dem Boden liegende Strukturen anhand unter-

<sup>1</sup> Gutiérrez, Gerardo; Searcy, Michael, Introduction to the UAV special edition. In: The SAA Archaeological Record, Special Issue Drones in Archaeology 16 (2), 2016, S. 6–9.

schiedlicher Bewuchsmerkmale von Pflanzen (vor allem bei Monokulturen) erkannt. Dies gelingt bei extremen Wetterlagen am besten. Während der lang anhaltenden Trockenheit 2018 wurden so mithilfe von UAVs unzählige neue archäologische Fundstellen entdeckt. Mit den Drohnen lassen sich große Flächen kostengünstig und schnell absuchen. Vor allem kann man schnell „in die Luft gehen“, wenn die Bedingungen besonders günstig sind.

Heute werden Drohnen auch mit Kameras für Nahinfrarotaufnahmen (NIR) bestückt. Pflanzen haben die Eigenschaft, Licht im Bereich von 760-900nm Wellenlänge bedeutend besser zu reflektieren als sichtbares Licht. Der Gesundheitszustand der jeweiligen Pflanze hat dabei einen starken Einfluss auf die reflektierte Menge des Lichts. So lässt sich auf den NIR-Bildern nach dem oben schon erklärten Prinzip der Bewuchsmerkmale Archäologie im Boden finden.

Die Thermografie wird in vegetationsarmen oder vegetationslosen Gebieten als Prospektionsmethode eingesetzt. Hierbei werden Wärmebildkameras mit Hilfe der UAVs in die Luft gebracht. Auf den Bildern werden Temperaturunterschiede sichtbar gemacht. Diese entstehen durch eine uneinheitliche Verdichtung und Durchfeuchtung des Bodens. Liegen größere Strukturen wie Gebäudereste unterirdisch verborgen, werden sie so erkennbar.

In stark bewaldeten Gebieten oder Gebieten mit starker Vegetation kommt man mit diesen luftbildgestützten Prospektionsmethoden nicht weiter.

Abhilfe bringt hier ein neues Laser-Verfahren, das sogenannte LiDAR (light detection and ranging). Entwickelt wurde diese Technik Anfang des neuen Jahrtausends. Dabei schießt ein Laserscanner einen Laserstrahl Richtung Boden. Dieser wird reflektiert und vom Gerät wieder aufgefangen. Aus der Laufzeit dieses Lasers lässt sich die Entfernung berechnen. Aus dieser Entfernung kann

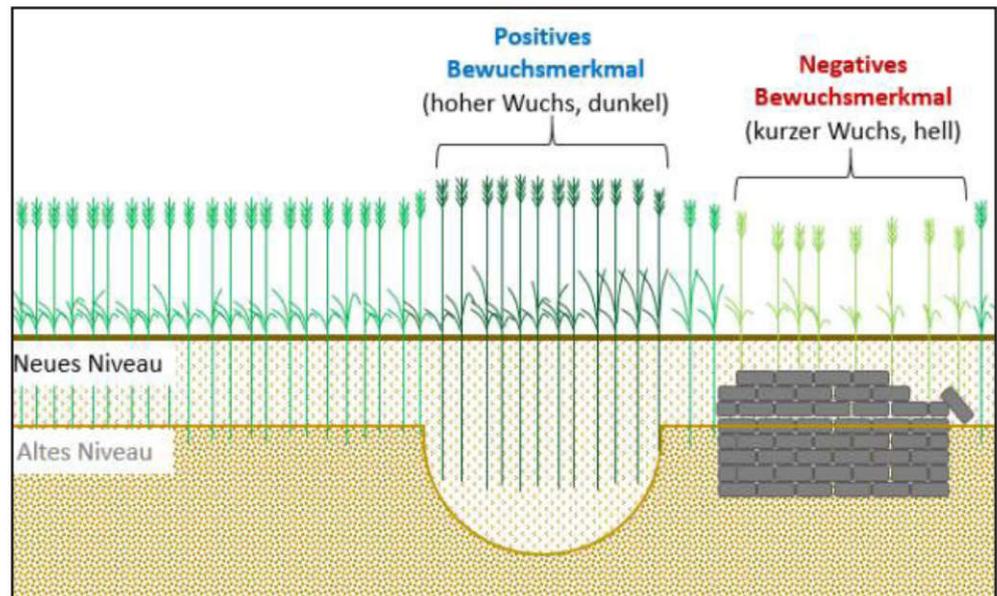


Abb. 4 Dieses Schema verdeutlicht die Auswirkungen verschiedener archäologischer Befunde (positiv Gruben/Gräben, negativ Mauerwerk) auf das Getreide und die Entstehung der Bewuchsmerkmale.

zusammen mit der Positionsbestimmung des Fluggeräts, aus dem der Laserstrahl abgeschossen worden ist, auch die Erdoberfläche genau modelliert werden.

Durch die hohe Messpunktdichte gibt es immer genügend Strahlen, die in einem Wald zwischen den Blättern bis auf den Boden kommen. Dadurch ist es möglich, die Vegetation herauszurechnen und sichtbar zu machen, was darunter liegt. Die entsprechenden Scanner sind so klein geworden, dass sie sich heutzutage problemlos an einer Drohne montieren lassen. Um die besten Ergebnisse zu erzielen, werden diese Prospektionsmethoden auch kombiniert.

Im Gegensatz zum Einsatz dieser Geräte von Flugzeugen oder Helikoptern aus, lassen sich mit den Multikoptern Verdachtsflächen wesentlich gezielter und in einer geringeren Höhe und Geschwindigkeit befliegen. Da ihr Einsatz sehr kostengünstig ist und die Flüge nicht von langer Hand geplant werden müssen, sind sie sehr flexibel einsetzbar. Dies sind wohl die Hauptgründe, weshalb die oben aufgezählten neuen Techniken auch immer häufiger erfolgreich zur Anwendung kommen.

Wie wichtig diese Anwendungen der UAVs in der Archäologie sind, wird deutlich, wenn man bedenkt, dass nur ein erkanntes und erfasstes Bodendenkmal geschützt werden kann.



Hügelgrab  
Hügelgrab  
Hügelgrab  
Hügelgrab

Dorfwüstung  
Siems  
123

Abb. 1 Geplante Visualisierung der archäologischen Denkmale im Geoportal der Hansestadt Lübeck (Ausschnitt in den Gemarkungen Siems und Kücknitz).

## Bodendenkmale in Geographischen Informationssystemen (GIS)

Heiko Kräling

**Z**iel aller Tätigkeiten des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege ist neben der Bewahrung und Dokumentation von Kulturdenkmalen und Schutzgebieten auch in besonderem Maße die Verbreitung von Informationen darüber. Hiermit sollen sowohl die Fachwelt und eingebundene Behörden als auch die Öffentlichkeit angesprochen werden.

Gesetzliche Vorgaben<sup>1</sup> sorgen dafür, dass die Lage und Art ausgewiesener Bodendenkmale regelmäßig aktualisiert elektronisch abrufbar ist. Zusätzlich zu dieser etwas in die Jahre gekommenen Form einer elektronischen Liste<sup>2</sup> im PDF-Format wird die Abteilung Archäologie demnächst auch die Daten der zurzeit eingetragenen Bodendenkmale in einem Geographischen Informationssystem (GIS) führen und veröffentlichen (Abb. 1).

Dies geschieht auch im Hinblick auf die Erfüllung der EU-Rahmenrichtlinie INSPIRE<sup>3</sup> (**IN**frastructure for **S**patial **IN**fo**R**mation in Europe), die alle EU-Staaten dazu verpflichtet, Geobasisdaten und Geofachdaten – hierunter fallen auch archäologische Schutzgebiete – über Netzdienste zur Verfügung zu stellen. Hierdurch soll es allen Bürger:innen niedrigschwellig ermöglicht werden, auf Geodaten zuzugreifen, sei es in Form

von Karten, Luftbildern oder (beschreibenden) Metadaten (Abb. 2). Hier ist die Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Vermessung und Geoinformation Schleswig-Holstein bzw. der dort betriebenen „Geodateninfrastruktur SH“<sup>4</sup> wichtig.

Ein Geographisches Informationssystem – kurz: GIS – dient der Erfassung, Bearbeitung und Präsentation räumlicher Daten. Grundsätzlich werden mit Hilfe einer GIS-Software Punkte oder Bereiche in einem Raumbezugssystem definiert, bspw. auf einer Landkarte. Diese Punkte/Bereiche werden dann mit weiteren Daten verknüpft. Das sind für Kulturdenkmale zum Beispiel eine Benennung nach der Art des Denkmals, das Datum der Aufnahme in die Denkmalliste, die gesetzlichen Grundlagen für die Unterschutzstellung und viele weitere sogenannte Meta-Daten. Hierdurch und auch durch die Unterlegung mit anderen (historischen) Karten bieten sich viele neue Recherche-, Darstellungs- und Forschungsmöglichkeiten.

Die Lage und Ausdehnung von Kulturdenkmalen und Schutzgebieten wird somit durch die Darstellung auf elektronischen Karten viel leichter erfassbar als nur über Listen. Die Denkmale und Schutzgebiete werden in diesen elektronischen Karten mit festgelegten Signaturen und Farben dargestellt. Zudem sind weitere Daten, wie bisher in den Denkmallisten, mit diesen Bereichen verknüpft und abrufbar. Perspektivisch ist unter anderem eine Veröffentlichung im „DA Nord“<sup>5</sup> geplant.

<sup>1</sup> Denkmalschutzgesetz, DSchG Schleswig-Holstein vom 30. 12.2014, §8

<sup>2</sup> Denkmalliste 1 – Grabungsschutzgebiete: <https://bekanntmachungen.luebeck.de/dokumente/d/28/inline> / Denkmalliste 2 – Archäologische Denkmale: <https://bekanntmachungen.luebeck.de/dokumente/d/29/inline> abgerufen am 29.01.2021

<sup>3</sup> <https://inspire.ec.europa.eu/> abgerufen am 26.02.2021

<sup>4</sup> [https://gdi-sh.de/DE/GDISH/gdish\\_node.html](https://gdi-sh.de/DE/GDISH/gdish_node.html) abgerufen am 26.02.2021

<sup>5</sup> „Digitaler Atlas Nord“ <https://danord.gdi-sh.de/> abgerufen am 26.02.2021

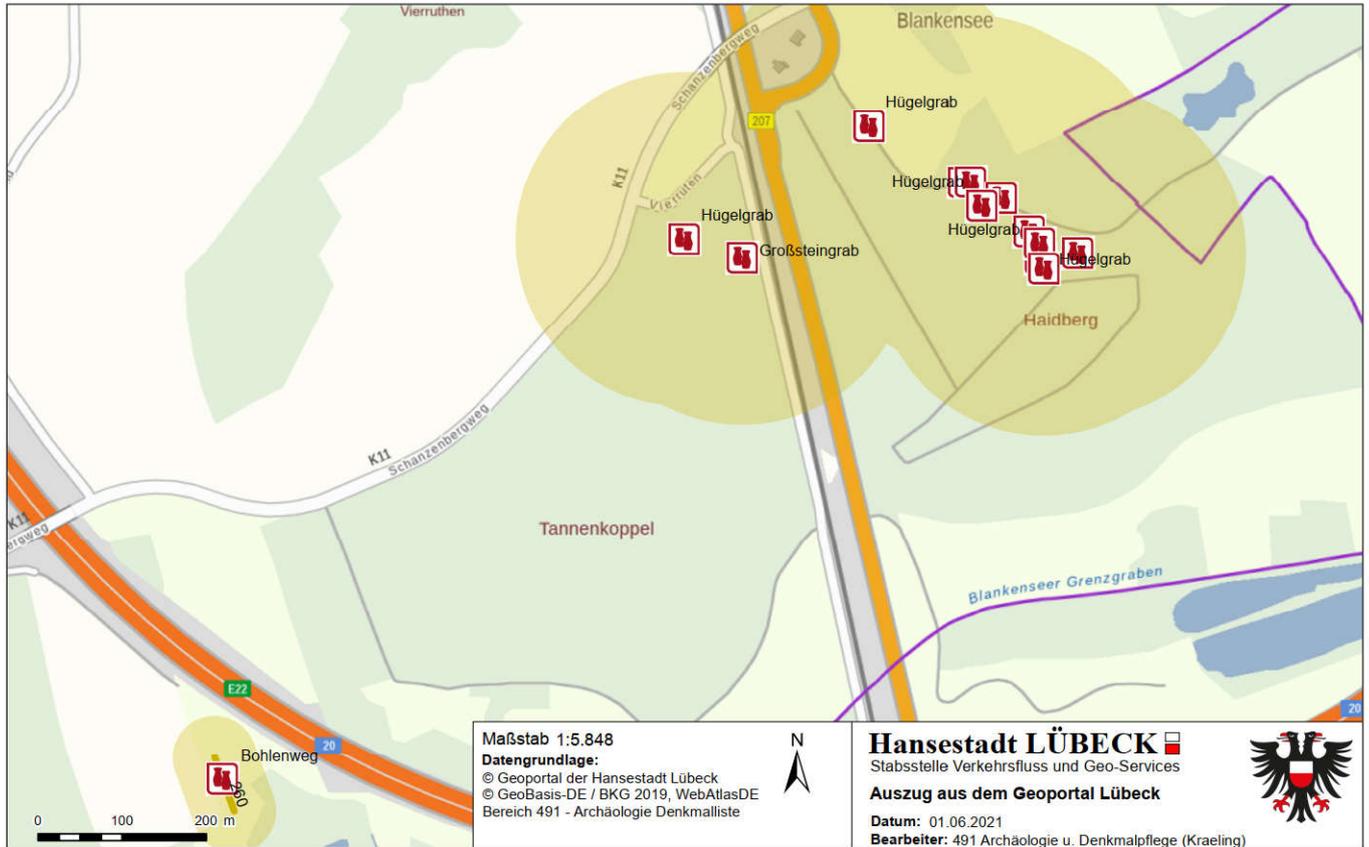


Abb. 2 Beispielhafte Darstellung von archäologischen Denkmälern in einem GIS-System.

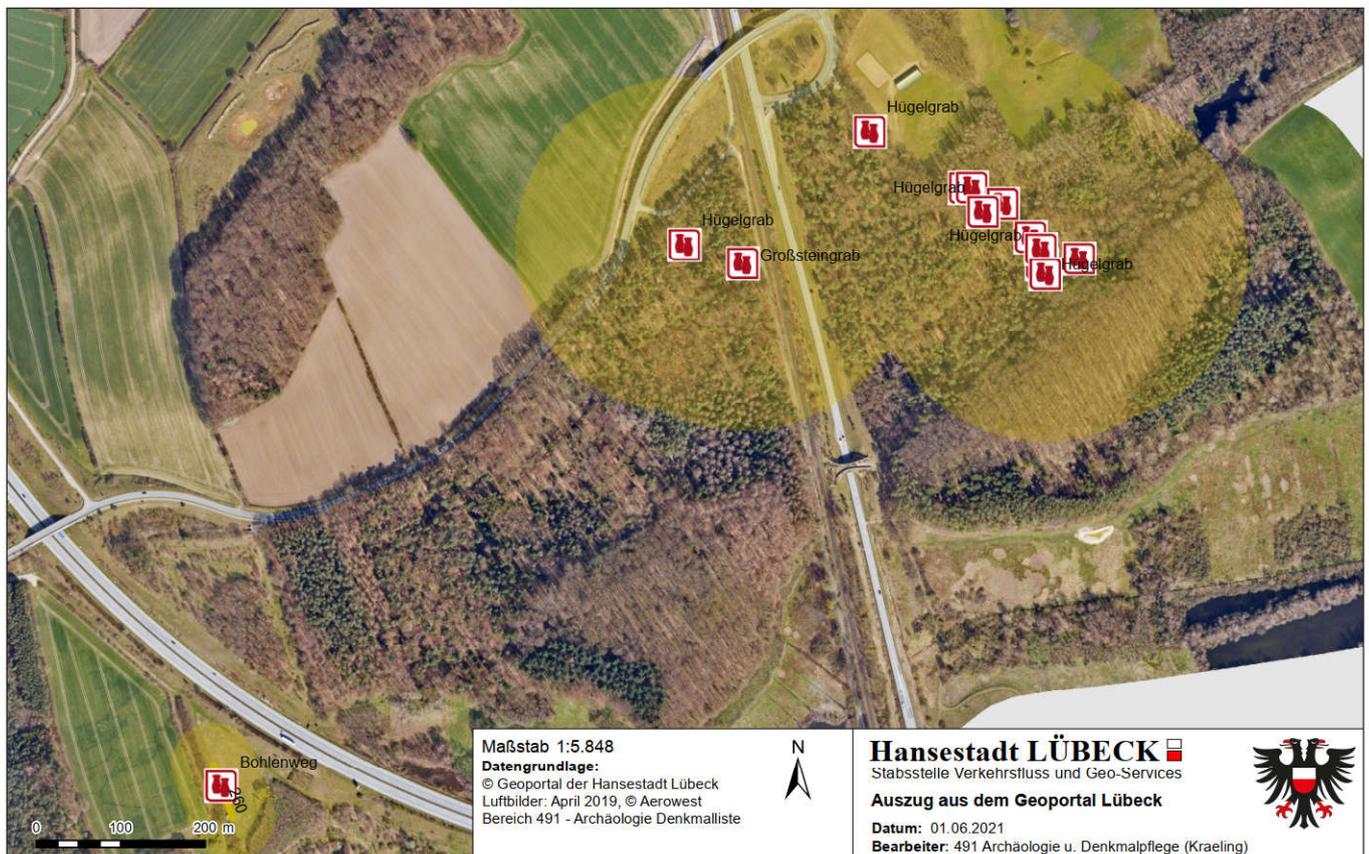


Abb. 3 Beispielhafte Darstellung mit darunter liegendem Luftbild.

In einem ersten Schritt jedoch sollen die archäologischen Geodaten im internen GIS-System der Hansestadt Lübeck zugänglich gemacht werden, um die Zusammenarbeit der städtischen Behörden durch einen beschleunigten Informationsfluss zu verbessern. Beispielsweise wird bei der Planung von Bauprojekten sofort sichtbar, ob archäologisch relevante Bereiche im geplanten Baugebiet liegen, so dass die notwendigen Genehmigungsverfahren noch flüssiger ablaufen können. Erwähnt werden muss an dieser Stelle, dass potentiell überall im Boden unentdeckte Kulturdenkmale liegen können und die Abwesenheit einer Markierung im GIS nicht mit der Aussage zu verwechseln sein darf, dass dort kein Kulturdenkmal ist. Dies wird auch mit entsprechenden Inhalten kommuniziert werden. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch die schnelle Aktualisierbarkeit der Daten; neue Erkenntnisse können auf diesem Weg schnell verbreitet werden.

Die Möglichkeiten, mit Hilfe eines GIS neue Einsichten zu gewinnen, sind vielfältig. Wenn entsprechende Karten vorhanden sind, kann z. B. untersucht werden, ob bei der Auswahl von Siedlungsstandorten in früheren Zeiten gewisse Bodenarten, Hangneigungen, Hangausrichtungen oder Sichtachsen bevorzugt wurden. Modellierungen von Sichtachsen zwischen burgenartigen Anlagen können dahingehend neue Erkenntnisse bringen, dass neue, bisher nicht bekannte Standorte in das Blickfeld archäologischer Forschung geraten und damit vor Zerstörung geschützt werden können. Ebenso können über die Analyse der Standorte bekannter Gräberfelder eines Siedlungsraums Rückschlüsse auf die Lage

weiterer, bisher der Forschung unbekannter Bestattungsplätze gezogen werden und diese dann ebenfalls als Bodendenkmale geschützt werden. Die Möglichkeiten eines GIS gehen also weit über die Darstellung von bekannten Informationen hinaus. Diese optisch ansprechende Art der Informationsweitergabe ist die offensichtlichste Verbesserung in der Möglichkeit, Informationen über Bodendenkmale zu verbreiten, sei es für ein Fachpublikum oder die breite Öffentlichkeit; ein Rechtemanagement macht hier die zielgerichtete Ansprache des gewünschten Publikums möglich. Weitergehend können die Analysemöglichkeiten eines GIS helfen, neue Bodendenkmale zu finden und die archäologische Forschung voranzubringen, indem die enthaltenen Daten über bekannte und erforschte Bodendenkmale an Fragestellungen entlang zielgenau analysiert, gefiltert und verarbeitet werden.

Synergien sind in vielen Bereichen zu erwarten, so zum Beispiel mit den Naturschutz-, Forst- oder Verkehrsplanungsbehörden. Neben den Vorteilen in der Beschleunigung und Verbesserung des Informationsflusses zu Behörden und weiteren Institutionen können die Informationen zu den Kulturdenkmalen in dieser digitalen Form viel besser und auf neuen Wegen an ein touristisch an Lübeck interessiertes Publikum vermittelt werden. Denkbar ist die Nutzung in „social media“-Netzwerken oder auch eine Weiterverwendung der Daten auf touristisch ausgerichteten Informationsseiten oder einer App der Hansestadt Lübeck. Auch der Aspekt der Naherholung für kulturell interessierte Bürger:innen ist hierbei mitzudenken.

Geodaten – Digitale Informationen, denen auf der Erdoberfläche eine bestimmte räumliche Lage zugewiesen werden kann.

Georeferenzierung – auch Geokodierung, Geotagging oder Verortung. Die Zuweisung raumbezogener Informationen zu einem Datensatz. Bspw. die Zuweisung von Realweltkoordinaten zu einem Luftbild.

GIS – Geographische Informationssysteme, sind Informationssysteme zur Erfassung, Bearbeitung, Organisation, Analyse und Präsentation räumlicher Daten. Diese Systeme umfassen die benötigte Hardware, Software, Daten und Anwendungen.

Metadaten – strukturierte Daten, die Informationen über Merkmale anderer Daten enthalten. Bspw. sind Autor:innen-Namen, Auflage, Erscheinungsjahr und ISBN Metadaten zu einem Buch.

Raumbezugssystem – Enthält Angaben zur dreidimensionalen Lage topographischer Objekte im Georaum. Beispiele sind das Gauß-Krüger-Koordinatensystem (veraltet) oder das Europäische Terrestrische Referenzsystem 1989 (ETRS89), das einheitliche, amtliche Lagebezugssystem für ganz Deutschland.



Abb. 1 Der Kulturkringel weist den Weg.

## „Wie ein Gruß aus alten Zeiten“ – Der Archäologisch-Naturkundliche Wanderweg im Waldhusener Forst

Doris Mührenberg

Die Hansestadt Lübeck besitzt nicht nur eine historisch interessante Altstadt, sondern auch ein großes Landgebiet. Hier gibt es neben vielen Naturdenkmälern eine Fülle von kulturgeschichtlichen Denkmälern, die das Fenster in vergangene Zeiten öffnen. Vor allem der Waldhusener Forst, der heute wieder zu den schönsten Wäldern in der Lübecker Umgebung gehört und als beliebtes Naherholungsgebiet dient, ist voll von diesen Zeitdokumenten. Wir können heute auf unserem Archäologisch-Naturkundlichen Wanderweg durch diesen Wald den Bogen schlagen von den Spuren der Eiszeit über jene der Stein- und Bronzezeit zu den Slawen und weiter bis in die heutige Zeit, in der wir uns aufgrund der fortschrittlichen Forstwirtschaft wieder vorstellen können, wie vor langer, langer Zeit ein Buchenurwald aussah!

Die Geschichte dieses Wanderweges begann mit einer Gruppe von Vertrauensleuten. So hießen vor Jahrzehnten interessierte Bürger:innen, die dem damaligen Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) Bodeneingriffe meldeten oder auch von ihnen bei Begehungen entdeckte Funde vorlegten. Innerhalb dieser Gruppe entstand die Idee, im Waldhusener Forst einen Wanderweg anzulegen, der die Besucher:innen durch Beschilderung auf die verschiedenen Denkmale in diesem Wald aufmerksam machen und sie ihnen erläutern sollte. Die Vertrauensleute planten drei verschiedene Routen, auf denen man Denkmale aus den verschiedenen Zeit-



Abb. 2 Die Arbeiten vor Ort: Wo muss denn nun das Schild eigentlich hin?

epochen erfahren konnte. Doch wie so häufig kam das Projekt trotz der guten Ideen und vorbereitenden Planungen aus finanziellen und organisatorischen Gründen nicht zustande, auch waren die Arbeiten neben dem alltäglichen Geschäft von den Mitarbeiter:innen des damaligen Amtes nicht zu leisten.

Jahre später fand der neue Leiter des – damaligen – Amtes für Archäologische Denkmalpflege Gefallen an der Idee und beantragte ein ABM-Projekt. ABM-Projekte (Arbeits-Beschaffungs-Maßnahmen) waren zu der Zeit ein politisches Instrument zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit

und zur Regulierung des freien Stellenmarktes. Das Geld dafür kam aus Bundesmitteln, verwaltet wurde es von der Bundesanstalt für Arbeit. ABM-Mittel gab es für öffentliche und private Träger, die Arbeiten durchführten, zu denen sie nicht verpflichtet waren, also vorwiegend Projekte sozialer, karitativer und kultureller Art. Der öffentliche Dienst konnte AB-Maßnahmen beantragen, wenn die Arbeitslosenquote deutlich über dem Bundesdurchschnitt lag, und so kam es seit 1977 zu einer engen Zusammenarbeit zwischen dem damaligen Arbeitsamt und dem damaligen Amt für Archäologische Denkmalpflege der Hansestadt.



Abb. 3 Eröffnung des Archäologisch-Naturkundlichen Wanderweges am 11. September 1995: Frau Senatorin Gunhild Duske bittet die achtjährige Lara Mührenberg um Mithilfe beim Zerschneiden des Bandes.

Für die Archäologie in Lübeck waren die AB-Maßnahmen ein wertvolles Instrument für ihre Arbeit, waren doch zwischen 1977 und 2000 787 ehemalige Arbeitslose auf 1263 zeitlich befristeten Stellen in der Archäologie tätig. Und so fiel auch die 1994 bewilligte Maßnahme zur Schaffung eines archäologischen Lehr- und Wanderpfades in diese Förderung. Das Projekt „Anlage eines Archäologischen Lehrpfades im Forst Waldhusen“ wurde ab November 1994 zu 100 % vom Arbeitsamt finanziert. Das Team bestand aus einem Wissenschaftler, einem Techniker und drei Arbeitern, die nun daran gingen, den Wanderweg vor Ort anzulegen.

Der Verlauf des Weges musste bestimmt werden, die Frage, welche Denkmale in welchem Teil des Waldes lagen, und welche sich einbeziehen ließen, musste beantwortet werden. Welche Denkmale waren schon zugänglich, welche mussten neu erschlossen werden? Was war mit den Denkmalen, die auf privatem Gelände lagen? Wie viele Kilometer sind dem interessierten Wanderer zuzumuten? Dies alles wurde teils auf dem Papier geplant, teils vor Ort diskutiert, um dann Lösungen zu erarbeiten. Letztendlich wurde aus den geplanten drei Wanderwegen ein einziger, der dafür aber umfangreicher ist. Bei der praktischen Umsetzung wurde eng mit dem Stadtforstamt zusammengearbeitet. Die Truppe im Wald schnitt Grabhügel frei, ent-



Abb. 4 Am Tag der Eröffnung führte der damalige Leiter des Amtes für Archäologische Denkmalpflege, Prof. Dr. Manfred Gläser, die interessierten Besucher über den Wanderweg.

fernte in Absprache mit dem Förster Gestrüpp und fällte kleine Bäume. Um den in Privatbesitz befindlichen Pöppendorfer Ringwall, der nicht betreten werden darf, mit in den Rundgang einzubeziehen, wurde von außen eine Treppe an den Wall gebaut, so dass nun zumindest in den Innenraum der Burganlage geschaut werden kann. Während der Trupp draußen vor Ort also mit Säge, Hammer und sonstigen Werkzeugen arbeitete, wurden im Amt Genehmigungen eingeholt und in enger Zusammenarbeit mit den Kollegen draußen die Texte für die aufzustellenden Hinweistafeln erarbeitet. Und finanziert werden mussten diese Schilder auch noch – die Possehl-Stiftung sprang ein und übernahm die Hälfte, je ein Viertel des Geldes kam vom Stadtförstamt und der Archäologie.

Als Leitmotiv wählte man den sogenannten „Kulturkringel“, der vor allem in Skandinavien in verschiedenen Farben die Besucher auf Kultur- und Naturdenkmale aufmerksam macht. Zwischen den Hinweistafeln an den Denkmälern mussten an den Bäumen kleine Schilder für die Wegführung angebracht werden (Abb. 1), denn niemand sollte sich im Waldhusener Forst

verlaufen. Und so konnte am Tag des Offenen Denkmals am 11. September 1995 der 5,5 Kilometer lange Wanderweg mit seinen 21 ausgeschilderten Denkmälern der Öffentlichkeit übergeben werden (Abb. 3/4).

Auf diesem Weg können wir eintauchen in die Vergangenheit, können erleben, wie Mensch und Natur dieses Fleckchen Erde im Laufe der Jahrtausende verändert haben, denn wir machen uns nicht nur auf die Spur der geschichtlichen Denkmale, sondern betrachten auch Aspekte der Forstgeschichte, alter Wegesysteme, der Trinkwassergewinnung und des Torfabbaus. Im Folgenden werden einige Beispiele beschrieben. Auch ein Faltblatt war erarbeitet worden und beschrieb die Geschichte des Wanderwegs und seiner Denkmale zum Mitnehmen. In Anlehnung an ein Gedicht von Emanuel Geibel trug es den Titel „Wie ein Gruß aus alten Zeiten ...“.

Emanuel Geibel war in den letzten Jahrzehnten zwar etwas umstritten, aber aus dem Zeitgeist heraus betrachtet, hatte er schon einige interessante Aspekte zu Natur und Waldgeschichte thematisiert, so etwa den Generationsvertrag

zwischen Großeltern und Enkeln in Bezug auf die Waldwirtschaft. In seinem Gedicht „Aus dem Walde“, in dem er einen Spaziergang mit dem Förster schildert, heißt es:

*„Was uns not ist, uns zum Heil  
Ward's gegründet von den Vätern,  
Aber das ist unser Teil,  
Daß wir gründen für die Spättern.“*

*Drum im Forst auf meinem Stand  
Ist mir's oft, als böt' ich linde  
Meinem Ahnherrn diese Hand,  
Jene meinem Kindeskinde.“*

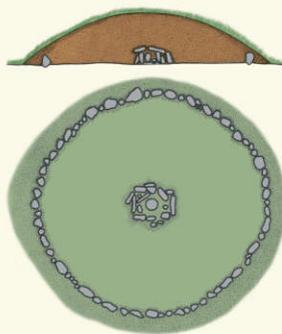
Und das Motto des Faltblattes stammt aus der letzten Strophe des Gedichts:

*„Segnend auf die Stämmlein rings  
Sah ich dann die Händ' ihn breiten;  
Aber in den Wipfeln ging's  
Wie ein Gruß aus alten Zeiten.“*

Emanuel Geibel ist im 19. Jahrhundert ein umjubelter Dichter. Auch die Lübecker:innen lieben ihren Dichter, und zwar durch alle Gesellschaftsschichten hindurch, sowohl das Nähmädchen als auch der Arbeitsmann kennen Geibels Gedichte. Für Lübecks Jugend ist er „Dichter, Weiser und Prophet“ (Gustav Falke), für das übrige Deutschland der „moderne Walther von der Vogelweide“ (Theodor Fontane), „der vaterländische Barde“ (Alfred Kantorowicz) oder „der Sängerknabe des neuen Reiches“ (Heinrich von Treitschke). Heute sind von den fast 300 Gedichten Emanuel Geibels, die vertont wurden, höchstens noch „Der Mai ist gekommen“ und „Wer recht in Freuden wandern will“ bekannt, aber damals gehörte er mit seinen Liebes-, Natur- und Wandergedichten, von denen viele im Waldhusener Forst entstanden sind, zu den bedeutendsten Dichtern seiner Zeit. Uns fällt es heute zuweilen schwer, das Pathos des 19. Jahrhunderts zu ertragen, aber trotzdem ist weder die übersteigerte Verehrung noch die gründliche Missachtung der späteren Zeit gerechtfertigt, vor allem, weil wir

## 7 Der Weg ins „Reich der Toten“

Die Gruppe dieser neun Hügelgräber auf der Jungmoräne „Herrenberg“ gehört in die jüngere Bronzezeit des Nordischen Kulturkreises. Im Laufe der Bronzezeit, die sich von 2000 bis 700 vor Christus erstreckte, verändern sich die Begräbnissitten: Zunächst werden die Toten unter großen Erdhügeln beigesetzt. Diese Hügel werden häufig von Steinkränzen eingefasst, im Inneren gibt es zuweilen Bodenpflaster. Das Grab kann auch von Steinpackungen umgeben sein. Da die Hügel zum Teil sehr groß sind, werden sie auch später für Nachbestattungen genutzt.



In der mittleren Bronzezeit werden die Toten in Baum- oder Bohlsärge gelegt, die mit Fell ausgekleidet sind. Zum Ende der mittleren Bronzezeit kommt es dann zu einer grundlegenden Änderung in den Bestattungssitten, es beginnt die „Urnenfelder-Kultur“, man geht zur Brandbestattung über. Werden die Urnen zunächst noch in kleinen Grabkammern aus Steinen innerhalb von Erdhügeln beigesetzt, so werden die Hügel im Laufe der Zeit immer flacher.

Neben der Tracht, in die die Toten gekleidet werden, gibt man ihnen – auch bei den späteren Urnenbeisetzungen – noch eine Vielzahl von Dingen mit auf den Weg ins Jenseits, so etwa ganze Geschirrsätze, aber auch Utensilien zur Körperpflege und Waffen.

Im Waldhusener Forst gibt es ca. 60 unterschiedlich große Hügelgräber aus der jüngeren Bronzezeit und der daran anschließenden frühen Eisenzeit. Die Hügel, die zumeist auf Erhebungen errichtet sind, treten in Gruppen auf. Die größte Gruppe in der Nähe des Kücknitzer Bahnhofs umfasst 33 Hügel.

*Passage to the „realm of the dead“*

*These nine burial mounds on the Herrenberg were all built during the Nordic Late Bronze Age. Burial rites changed over the course of the Bronze Age (2000 – 700 BC): in the beginning dead were buried under large mounds of earth, later in log or plank coffins. However, in the Late Bronze Age there was a change. Cremation was introduced and the burial mounds disappeared. In the Forest of Waldhusen there are some 60 mounds of different sizes all dating to the Late Bronze Age and subsequent Iron Age.*



Abb. 5 Das neue Hinweisschild für die bronzezeitlichen Grabhügel.



Abb. 6 Das Megalithgrab Waldhusen.

Geibel wertvolle Übersetzungen verdanken, wodurch er auch als Vermittler der romanischen Literatur gilt. Ein literarisches Denkmal hat ihm Heinrich Mann in der Gestalt des Professors von Heines in „Eugénie oder Die Bürgerzeit“ gesetzt. Denn nach seiner Rückkehr aus München, wo er Honorarprofessor für Poetik und Ästhetik war und dem Kreise der Nordlichter am Hofe Maximilian II. angehörte, war er aus dem Lübecker Theater und dem Lübecker Stadtbild nicht mehr wegzudenken, erkennbar von Weitem schon an seinem großen Schlapphut und dem über die Schultern geworfenen Plaid. Und der Waldhusener Forst hatte für Emanuel Geibel eine besondere Bedeutung, verbrachte er doch viele Tage beim Förster und hatte im Forsthaus sein eigenes Zimmer. Bestimmte Wege, auf denen er den Wald durchschritt, sind schon auf einer Karte von 1856 mit den Namen Philosophenweg und Philosophengrund verzeichnet.

Kommen wir jetzt zurück zu den Denkmälern im Waldhusener Forst. Nachdem wir uns auf der ersten Tafel am Parkplatz einen Überblick verschafft haben, begeben wir uns in den schattigen Wald und finden schon bald die erste Hinweis-

tafel, die uns über den Wald und seinen Raubbau durch intensive Waldweide mit Pferden, Schafen, Ziegen und Schweinen informiert. Aus diesem Grunde wurden schon im 18. Jahrhundert Schutzmaßnahmen für den Wald ergriffen. Durch Teile des alten Wegesystems gelangen wir zu einem Grenzstein. Dieser markiert die Nordgrenze der Hansestadt Lübeck zum heutigen Kreis Ostholstein. Die Versteinung dieser Grenze geht auf einen 1804 geschlossenen Vergleich zwischen der Reichsstadt Lübeck und dem Herzog von Oldenburg zurück, deshalb zeigt der Stein auf der Nordseite den kreuzgeteilten Oldenburger Schild und auf der Südseite den zweigeteilten Lübecker Schild.

Gehen wir ein kleines Stück des Weges weiter, gelangen wir zu einem der acht Tiefbrunnen, die es im Waldhusener Forst gibt. Sie gehören zu dem von den Lübecker Stadtwerken betriebenen Wasserwerk Kleinensee, es liegt nur ca. 300 Meter entfernt in Ovendorf.

Allmählich lichtet sich der Wald, jetzt befinden wir uns in einem Teil des Waldes, der weitgehend einem naturbelassenen Buchenurwald

## 10 Das Großsteingrab Waldhusen

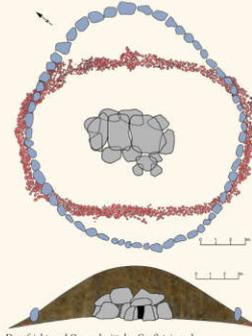
Am Ende einer schmalen Gasse aus frischem Grün liegt es auf einer Anhöhe: das Großsteingrab, das Megalithgrab – gemeinhin Hünengrab genannt. Das Grab war ursprünglich von einem Erdhügel bedeckt, durch einen Gang gelangte man in die innere Kammer. Bei der ersten Ausgrabung 1843 wurde dieser Hügel beseitigt.



Das Großsteingrab von Waldhusen, Gemarkung Pöppendorf, vor der ersten Ausgrabung 1843.

Die Menschen, denen wir dieses ca. 5500 Jahre alte Monument zu verdanken haben, lebten in der Steinzeit. Sie waren schon sesshaft, sie bauten Häuser und betrieben Ackerbau und Viehzucht, sie töpferen Gefäße, und nun konnten sie ihren Toten auch Denkmäler setzen. Das Errichten eines Großsteingrabes ist eine enorme Leistung, nicht umsonst meinten die Nachfahren der neolithischen Bauern im Mittelalter, nur Riesen könnten diese gewaltigen, von der Eiszeit hinterlassenen Findlinge bewegt haben. So entsteht die volkstümliche Bezeichnung „Hünengrab“.

Bei einer erneuten Grabung im Jahre 1977 befasste man sich mit der Gesamtanlage und der Errichtung des Grabes. Man stellte fest, dass die Menschen in Waldhusen zunächst die Kuppe einer natürlichen Erhöhung abgetragen und für das Aufstellen der Tragsteine Boden ausgehoben haben. Rings um die Tragsteine wurde Lehm festgestampft, das Mauerwerk zwischen den Steinen wurde im unteren Bereich mit Bruchplatten, im oberen Bereich mit Flint und Lehm ausgefüllt. Nun wurde außen bis zum Rand der Tragsteine ein Hügel aufgeschüttet, im Inneren wurden die Steine durch eine Holzaustrüstung gestützt. Auf den äußeren Hügel, der eine schiefe Ebene bildete, wurden die bis zu 10 Tonnen schweren Decksteine hinaufgezogen. Saßen sie fest, wurde im Inneren ein Feuer entzündet, das die stützende Holzkonstruktion beseitigte. Danach wurde der Boden gepflastert. Im Südwesten gibt es einen Gang von 2 m Länge und einer Breite von 50 cm. Zum Schluss wurde bis 1,50 Meter über den Decksteinen ein Hügel aufgeschüttet und in den Hügelfuß umlaufend kleine Findlinge eingetieft.



Draufsicht und Querschnitt des Großsteingrabes.



Funde aus der ersten Ausgrabung.

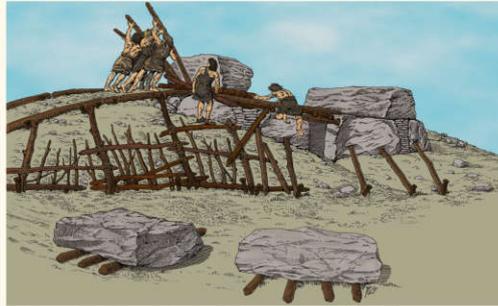
## 10 Das Großsteingrab Waldhusen



Der Bau von Großsteingrabern durch Riesen, wie sich ihn Johan Picardt im Jahre 1660 vorstellte.

Diese Megalithgräber (mega = groß, lithos = Stein) stehen die folgenden Jahrtausende, als die Bauern der jüngeren Steinzeit längst vergessen sind, immer wieder im Mittelpunkt des Interesses, sie werden auch weiterhin als Bestattungsplatz genutzt. So wurden während der ersten Ausgrabung im Jahre 1843 Funde wie Tongefäße, Beile, Schmalmeißel und Feuersteinmesser aus der Errichtungszeit geborgen, aber außerdem wurden im Hügel Urnen mit Nadeln, Ringen und Pinzetten aufgedeckt, die belegen, dass das Großsteingrab bis in die Bronzezeit als Bestattungsplatz genutzt wurde. Diese Funde wurden bei der Zerstörung des Museums in der Palmsonntagnacht 1942 während des Bombenangriffs auf Lübeck alle vernichtet.

Auf Lübecker Stadtgebiet befindet sich ein weiteres Großsteingrab, und zwar in Blankensee. Beide Großsteingräber gehören zum Typ „Holsteiner Kammer“. Darunter versteht man ein Grab mit einem Gang an der Längsseite. Die Gräber in Waldhusen und Blankensee haben überdauert, doch wahrscheinlich wäre die Anzahl über zehnmal so hoch, hätten unsere Vorfahren die Gräber nicht immer mal wieder als Steinbruch genutzt, oder aber auch schlicht beseitigt, weil sie wertvolle Ackerfläche überdeckten.



Die Errichtung eines Großsteingrabes, wissenschaftliche Rekonstruktion von Ernst Probst, 1991.

Das Waldhusener Großsteingrab hat auch das Interesse der Lübecker Dichter auf sich gezogen, so gibt es einige Gedichte von Emanuel Geibel über das Grab, aber auch Heinrich Mann verarbeitet in seinem „Professor Unrat“ die Geschichte der mutwilligen Zerstörung des Großsteingrabes Ende des 19. Jahrhunderts.

### The megalithic tomb Waldhusen

The megalithic tomb has been built 5,500 years ago. It once has been covered with an earthen mound that had been removed during the first excavations. In its inside an aisle was leading towards a chamber. Here finds prove using of the tomb until the Bronze Age. Another excavation in 1977 revealed more information on how the tomb was constructed and prove the existence of a stone lined coronal at the tomb's foot.

The famous Lübeck poets Emanuel Geibel and Heinrich Mann both perpetuated the Waldhusen tomb in literature.

entspricht. Die Aufforstung des 18. Jahrhunderts mit Nadelholz hatte Kahlschläge und Schädlinge zur Folge. In diesem, dem Standort entsprechenden Buchenwald kommen alle Waldentwicklungsstufen vor. Die naturnahe Bewirtschaftung bewirkt, dass dieser Wald widerstandsfähig und gesund ist. In Zukunft sollen alle Forsten Lübecks in dieser Art und Weise bewirtschaftet werden. Das Lübecker Modell ist in der Fachwelt zum Inbegriff moderner, verantwortungsvoller Waldnutzung geworden.

Weiter des Wegs stoßen wir auf neun Hügelgräber der jüngeren Bronzezeit. Sie bergen die Toten aus der Zeit um 800 vor Christus (Abb. 5). Mehrere Schautafeln an verschiedenen Stellen erzählen vom Leben in der Bronzezeit. Wenn wir weiterwandern, gelangen wir zum Ovendorfer Fußsteig zum Pöppendorfer Herrenmoor, welches sich – wie der Wald auch – im Besitz des Johannisklosters befindet. Bis 1925 wurde hier noch Torf gestochen.

Nun kommen wir zu einem der eindrucksvollsten Denkmale des Wanderwegs, dem Megalith- oder Großsteingrab (Abb. 6). Das mächtige Megalithgrab von Waldhusen wurde 1843 durch Pastor Klug und Oberförster Haug auf Initiative des Ausschusses für das Sammeln und Erhalten der Quellen und Denkmale der Geschichte Lübecks (später umbenannt in Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde) ausgegraben. Im Volksmund wird es auch Hünengrab genannt, zurückgehend auf eine Vorstellung, die Jean Picard im Jahre 1666 eindrucksvoll illustrierte: Die Menschen glaubten damals, dass nur Riesen (Hünen) in der Lage gewesen sein konnten, diese mächtigen Steine aufeinander zu türmen (Abb. 7).

Im Jahre 1898 kommt es zur sogenannten Hünengrab-Affäre. Vier Jugendliche im Alter von 16 und 17 Jahren, drei Schüler des ehrwürdigen Katharineums und ein Kaufmannslehrling, hatten aus „Jux und Dollerei“ die Decksteine des Grabes mittels eines armstarken Astes verschoben. Die randalierenden Jugendlichen wurden sowohl zu Gefängnis- als auch zu Geldstrafen verurteilt, und das Geschehen setzte deutschlandweit eine Diskussion darüber in Gange, was Denkmalwert besitzt, und ob ein Großsteingrab



Abb. 8 Die neue Treppe führt auf den Pöppendorfer Ringwall.

ein Denkmal sei. Die Freveltat wurde literarisch verarbeitet, und zwar von niemand Geringerem als Heinrich Mann. In „Professor Unrat“ begegnet uns die Zerstörung des Megalithgrabes wieder, und auch hier gibt es eine Verhandlung vor Gericht, im Laufe derer auch die Künstlerin aus dem „Blauen Engel“ befragt wird, denn sie war mit den jungen Herren auf einer Landpartie am Hünengrab. „Was sie aber mit dem ollen Hünengrab gemacht haben“, sagte darauf leichthin die Zeugin Fröhlich, „das is mir dunkel und kann es auch bleiben.“

Auf dem Weg zum Pöppendorfer Ringwall passieren wir das Os, ein Souvenir aus der Eiszeit. Als die Gletscher vor ca. 15.000 Jahren abzuschmelzen begannen, bildete sich ein Netz von Unter eisflüssen in Eiströhren, die durch Gletschertore am Eisrand hervorbrachen und Geröll ins Vorland spülten. Beim zunehmenden Rückzug der Gletscher blieben die Schuttmassen liegen und bilden heute bahndammähnliche Höhenrücken. Gehen wir in Richtung Burgwall weiter, durchschreiten wir einen Redder, einen Doppelknick. Nun müssen wir über eine Treppe den Pöppendorfer Ringwall erklimmen (Abb. 8), um in den Innenraum der slawischen Befestigung schauen zu können. Zu dieser Burg gehörte auch eine Siedlung mit Gräberfeld. Die Siedlung erstreckte sich vermutlich rechts und links der Hauptstraße, ist aber bisher nur durch Luftbilder und Oberflächenfunde nachgewiesen, archäologische Untersuchungen haben hier noch nicht stattgefunden. Mehrere Schautafeln berichten uns von der Lebensweise der Slawen, ihren Handel, ihre Händler und Handwerker.

Wir wandern am Pöppendorfer Bauernmoor entlang und erreichen den eben schon erwähnten Friedhof der slawischen Siedlung. Die 18 noch erhaltenen Hügel sind schon im 19. Jahrhundert untersucht worden, der Friedhof war ehemals mit einem Erdwall umgeben. Diese Einheit von Burg, Siedlung und Gräberfeld ist einzigartig und harret der wissenschaftlichen Untersuchung.

Ein Stück weiter des Weges treffen wir noch einmal auf bronzezeitliche Grabhügel und dann führt uns der Grenzwall zwischen den Dörfern Kücknitz und Pöppendorf in die jüngere Geschichte. Zum Ende

des Wanderwegs beschreiten wir dann Teile des Philosophenwegs und Philosophengrunds, auf denen Emanuel Geibel so gern wanderte.

Ein Zeugnis der jüngeren Geschichte sind die Überreste des Pöppendorfer Lagers, das im September 1947 in den Focus der Weltgeschichte rückte, als 4319 Passagiere des jüdischen Blockadebrecherschiffes „Exodus 1947“ von den Engländern in den beiden Lagern Pöppendorf und Am Stau im Lübecker Ortsteil Kücknitz untergebracht wurden, nachdem sie gewaltsam hierher gebracht worden waren. Wie so viele andere jüdische Displaced Persons (DP) versuchten auch die 4554 Menschen an Bord der „President Warfield“ nach Palästina zu kommen, das Schiff hatte am 11. Juli 1947 im französischen Hafen Sète abgelegt. Auf hoher See wurde die zionistische Fahne gehisst und das Schiff in „Exodus 1947“ umbenannt. Die Briten besetzten das Schiff, es fuhr in Haifa ein, die Passagiere wurden auf drei andere Schiffe verteilt und nach Frank-



Abb. 9 Alltag im Pöppendorfer Lager.

reich zurückgebracht. Dort allerdings weigerten sich die meisten, von Bord zu gehen, so dass sie letztendlich nach Hamburg in die britische Besatzungszone gebracht wurden, dort gewaltsam vom Schiff geholt und mit Zügen nach Lübeck transportiert wurden.

Heute wird die Geschichte vom Gemeinnützigen Verein Kücnitz e. V. in dem Projekt „Kulturhistorischer Erinnerungsort Pöppendorfer Lager“ aufgearbeitet, das Projekt sieht auch eine eigene Beschilderung vor. Archäologische Untersuchungen sind auf dem Gelände noch nicht erfolgt. Das Lager, zunächst ein Zeltlager, für das eine 10 Hektar große Fläche gerodet worden war, diente 1945 der Unterbringung von 78.500 ehemals in Norwegen stationierten Wehrmachtangehörigen, ab Herbst erfolgte der Bau von Nissenhütten und Baracken als Durchgangslager für Flüchtlinge (Abb. 9). Ab Januar 1951 setzten der Abbruch und die Wiederaufforstung ein. 1964 wurden die letzten vier Baracken, die zum Schluss als Wohnungen genutzt wurden, niedergelegt.

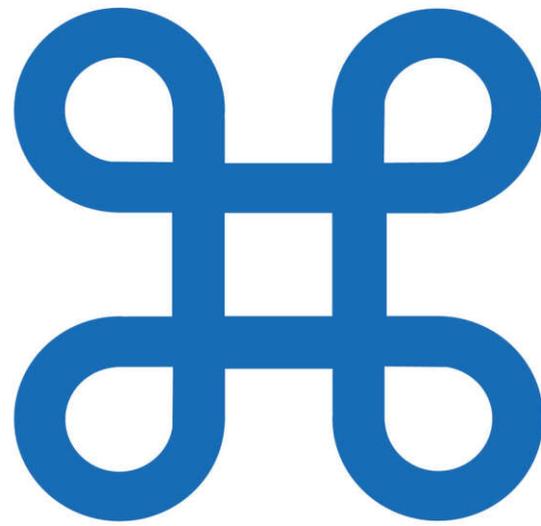
Nach der Eröffnung stand der Wanderweg der Öffentlichkeit zur Verfügung und wurde gerne angenommen, war aber auch Vandalismus ausgesetzt, d. h. Schilder wurden beschmiert und beschädigt, sogar entwendet. Häufig meldeten aufmerksame Bürger:innen Verunreinigungen, Beschädigungen oder irreführende Wegweiser (Abb. 10).

Und nun, nach 25 Jahren, war eine Neugestaltung vonnöten, denn die Beschilderung in Schwarz-Weiß war einfach nicht mehr zeitgemäß. Texte und Abbildungen wurden überarbeitet, neues Material bei der Umsetzung ausgewählt. Als die Schilder gedruckt waren, wurden beim Aufbau



Abb. 10 So sahen die Spuren des Vandalismus aus ...

im Wald vor Ort dankenswerterweise die Mitglieder der Jugendbauhütte tätig – das kann nachgelesen werden im folgenden Bericht der Restauratorin S. Morgenstern.



ARCHÄOLOGISCH-  
NATURKUNDLICHER  
WANDERWEG



## Neugestaltung des Archäologisch-Naturkundlichen Wanderweges in Waldhusen

Sylvia Morgenstern

Der Archäologisch-Naturkundliche Wanderweg im Waldhusener Forst wurde am 11.09.1995 von der Abteilung Archäologie in Zusammenarbeit mit der Possehl-Stiftung und dem Stadtwald eröffnet. Dabei fanden bedruckte Aluminium-Verbundplatten als Beschilderung Anwendung. Zum Schutz vor Vandalismus waren sie vorderseitig mit einer Schutzfolie versehen. Die Schilder waren einzeln in grau lackierten Rahmen aus Eisen montiert und auf einzelnen Kanthölzern aus Nadelholz in geneigter Pultform aufgesetzt worden. Lediglich das Eingangsschild und das Schild am Großsteingrab wurden vertikal montiert.

Nach Auskunft aktueller und ehemaliger Mitarbeiter des Bereichs Archäologie der Stadt Lübeck kam es in den vergangenen 25 Jahren häufig zu Vandalismusschäden.

Diese äußerten sich im Zerkratzen der Schriftfelder und Bemalen mit wasserfesten Stiften und Sprayfarben. Vereinzelt waren Einschüsse in den Schrifttafeln zu finden. Auch waren einzelne Hölzer aus dem Erdreich entfernt worden. Daraufhin wurden immer wieder notdürftige Reparaturmaßnahmen an der Beschilderung des Wanderweges durchgeführt.

Letzte Überholungen und Reparaturen erfolgten im Jahr 2015 unter Leitung des Grabungstechnikers D. Rummert in Zusammenarbeit mit den Teilnehmern des Freiwilligen Sozialen Jahres der Jugendbauhütte Lübeck. Dabei wurden sämtliche Kanthölzer repariert und die Schildoberflächen von aufliegenden Schmutzanhaftungen durch eine Reinigung befreit. Weitere Maßnahmen betrafen Ausbesserungen an der Aufstiegstreppe zum slawischen Ringwall und eine Überarbeitung der Wegweiser sowie stellenweise Freischnitte von sich ausbreitender Vegetation.



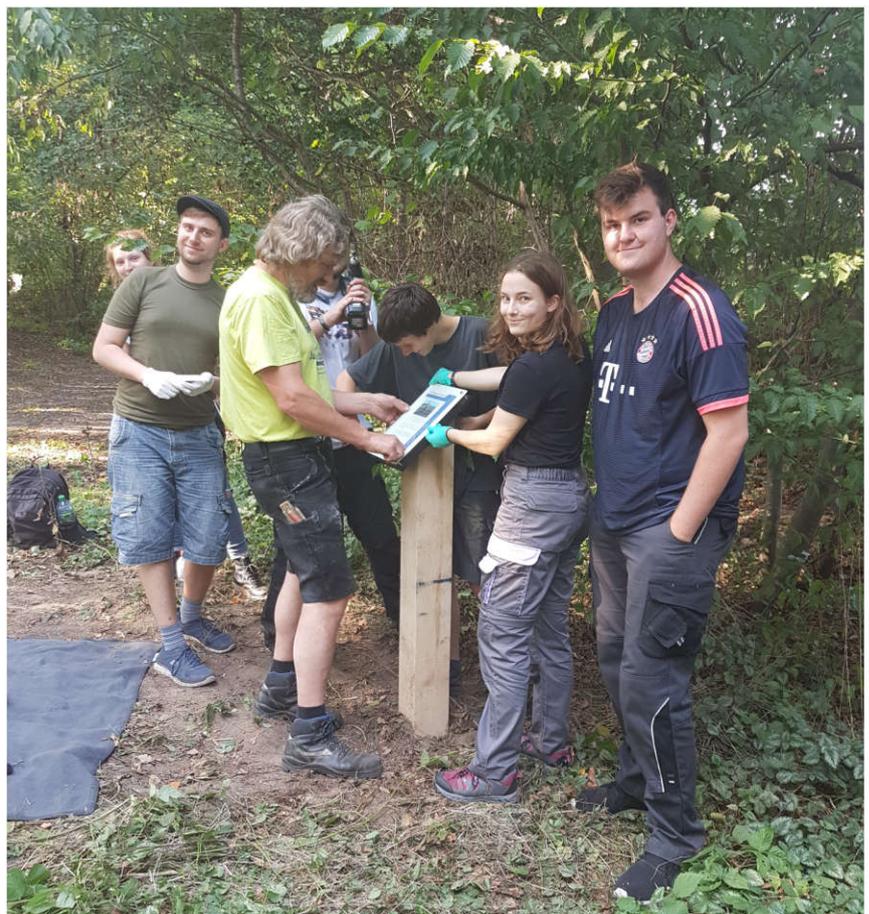


## Zustand des Wanderweges

Der Wanderweg befand sich bei der Erstbegutachtung im Februar 2018 in einem sehr desolaten Zustand: Sämtliche Beschilderungen waren aufgrund von Schmutzanhaftungen nicht oder nur schlecht lesbar. Einige Pfosten waren marode und teilweise weggebrochen, zwei Beschilderungen lagen weitab von dem ursprünglichen Standort, eine Beschilderung am Ende des Wanderweges war komplett verschwunden. Darüber hinaus waren Wegweiser durch Lösung eingeschlagener Nägel irreführend und die Vegetation stark ausladend.

Zu diesem Zeitpunkt war lediglich eine Überholung der Beschilderungen durch Reinigungen der Oberflächen, Neulackierung der metallischen Rahmen und Reparaturen der Kanthölzer durch Anlaschung vorgesehen. Aufgrund von Schwierigkeiten bei der Kostenübernahme für das erforderliche Arbeitsmaterial erfolgten an dem Wanderweg etwa ein Jahr lang keine Maßnahmen. In dieser Zeit wurden testweise jedoch Überarbeitungen von zwei Eisenrahmen in der Restaurierungswerkstatt vorgenommen. Dabei stellte sich heraus, dass eine Neubeschichtung der Rahmen durch Reinigung und Lackierung keine positiven Ergebnisse lieferte. Außerdem waren sämtliche Rahmenelemente durch Schweißungen gefügt, so dass die vorhandenen Schrifttafeln mit hinterlegten Sperrholzplatten nur mit hohem Aufwand hätten ausgewechselt werden können.

Aus diesem Grund wurde von der Idee der Überarbeitung der vorhandenen Beschilderungen Abstand genommen und eine Neugestaltung des gesamten Wanderweges konzipiert. Dafür sollten sämtliche in schwarz-weiß gestalteten Schrifttafeln auf ein farbiges Layout gebracht werden. Die Arbeiten zur farbigen Gestaltung wurden durch die Ar-





chäologin D. Mührenberg in Zusammenarbeit mit dem Grafiker D. Simonsen im September 2019 begonnen. Die erste Fertigstellung druckfertiger Dateien war für das 1. Quartal 2020 angedacht. Jedoch konnten die Druckvorlagen aufgrund des pandemiebedingten Mangels an Acrylglasplatten nicht rechtzeitig fertig gestellt werden, so dass der Arbeitseinsatz mit der mobilen Einsatzgruppe der Jugendbauhütte Lübeck in der letzten Aprilwoche abgesagt werden musste. Daraus entstand die Idee, den Wanderweg innerhalb eines Seminars der Jugendbauhütte Lübeck zu bearbeiten. Nach Fertigstellung der Druckgraphiken im August, konnte die Aufstellung der Beschilderungen innerhalb des ersten Seminars der Freiwilligen vom 14. bis 18. September 2020 ausgeführt werden.

## Vorbereitende Arbeiten

Die Planung des Seminars für die Teilnehmer am Freiwilligen Jahr in der Denkmalpflege der Jugendbauhütte Lübeck sah lediglich einen Zeitrahmen von drei Tagen für die Arbeiten im

Waldhusener Forst vor. Aus diesem Grunde wurden bereits vorab einige Vorbereitungen getroffen. An zwei Tagen wurden die bedruckten Acrylglasplatten mit Echtglasbeschichtung vorderseitig mit einer 100  $\mu$  starken Kratzschutzfolie versehen. Weiterhin wurden sämtliche Bohrungen an den Druck- und Trägerplatten bereits in der Restaurierungswerkstatt der Archäologie vorbereitet. Durch die mobile Einsatzgruppe unter Leitung von E. Janssen wurden die Kanthölzer einseitig in einem entsprechenden Winkel angeschnitten und geglättet, was die gewünschte Podeststellung ermöglichte. Auch zimmerte das Team Gestelle mit Zapfenverbindungen für das Eingangsschild und das Großsteingrab.

## Aufbau in Waldhusen

In der 38. Kalenderwoche erfolgte dann die Neugestaltung des Wanderweges innerhalb des ersten Seminars des Jahrgangs 2020/2021 der Freiwilligen. Aufgrund der pandemiebedingten Einschränkungen wurde der Wanderweg von drei Gruppen zu je sechs Freiwilligen unter je einem Anleiter neu erstellt. Zur Einführung wurde am ersten Tag eine einstündige Einführung zum 25 Jahre alten Wanderweg durch Doris Mührenberg gegeben und der Wanderweg von den Jugendlichen abgelaufen. Am Tag darauf wurden von sämtlichen Gruppen die alten Beschilderungen samt Pfosten entnommen und die neuen Kanthölzer aus Eiche mit den Abmessungen 14 auf 14 cm gestellt. Dafür wurden die 180 cm langen Eichenhölzer etwa 80 cm tief ins Erdreich eingesetzt, mit Erde angefüllt und verdichtet.

Am zweiten Tag erledigten die Gruppen unterschiedliche Arbeiten. Das Team um den Zimmermann E. Janssen nahm sich dem Großsteingrab an. Hier wurden sowohl das Gestell für die zwei dazugehörigen Schriftschilder als auch das Hinweisschild durch mit Zapfen verbundene Kanthölzer erneuert. Zudem wurde die durchgebrochene Sitzbank repariert und der heruntergetretene Zaun entfernt. Die Gruppe um den Zimmermann V. Schäfer kümmerte sich um die zu erneuernden Pfosten an der Straße und am Ringwall.

Die Gruppe von Restauratorin S. Morgenstern führte die Montage der Träger- und Druckplatten aus. Dazu wurden schwarze, 15 mm starke PE-HD-Platten als Träger mit fünf Edelstahlschrauben auf

der oberen, angeschrägten Seite des ins Erdreich eingelassenen Kantholzes aus Eiche montiert. Die Montage der Druckplatten aus Acrylglas mit Echtholzbeschichtung und aufgesetzter, transparenter Kratzschutzfolie erfolgte über Abstandhalter aus Edelstahl, deren Schrauben mit einem Epoxidharzkleber fixiert wurden.

Am dritten Tag des Seminars widmete sich die erste Gruppe weiter der Anlage am Ringwall. Dazu zählte primär die Reparatur der Sitzbänke und die Überprüfung der Stufen. Die zweite Gruppe ging erneut den Wanderweg ab und berichtigte die Wegweiser an den Bäumen. Teilweise wurden neue Plaketten entsprechend der Auflage des zuständigen Försters mit Kupfernägeln angebracht. Diese Gruppe nahm sich auch der Pflege der Vegetation an. Die dritte Gruppe führte die Arbeiten vom Vortag weiter und montierte die noch ausstehen-

den Trägerplatten mit den aufgesetzten Schrifttafeln. Die Arbeiten am Wanderweg konnten an diesem Tag vollständig fertiggestellt werden. Erste Wanderer und Radfahrer nahmen die Überarbeitung sofort zur Kenntnis und verweilten vor den Schildern des Archäologisch-Naturkundlichen Wanderweges am Waldhuser Forst im Norden des Lübecker Landgebietes. Zukünftig sind Wartungsarbeiten im jährlichen Turnus in Zusammenarbeit mit der mobilen Einsatzgruppe der Jugendbauhütte Lübeck angeordnet.

Die Materialkosten für die siebenundzwanzig Schilder und die dazugehörigen Wegweiser beliefen sich auf 2600 Euro und wurden aus dem Haushalt des Bereiches Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt Lübeck finanziert.





Abb. 1 Blick in das ehemalige archäologische Museum der Hansestadt Lübeck im Beichthaus des Burgklosters.

## Ausstellungen

Doris Mührenberg

Die Funde aus dem Magazin des Bereichs Archäologie und Denkmalpflege der Hansestadt werden häufig für überregionale Ausstellungen nachgefragt, aber auch zuweilen in Lübeck selbst. So wurde schon im Jahre 2019 ein Exponat, ein Pilgerzeichen mit der Heiligen Elisabeth, für die Ausstellung „Die Weisheit hat ein Haus für sich gebaut. Der Deutschordensstaat in

Preußen“ in der Marienburg, dem Schlossmuseum Malbork, ausgeliehen, und bereicherte die erste so umfangreiche und vielfältige Ausstellung in Polen, die sich mit der Geschichte und Herrschaft des Deutschen Ordens beschäftigte. Dieser entstand, als Lübecker und Bremer auf einem Kreuzzug vor Akkon ein Feldlazarett errichteten. Später war der Deutsche Orden auch

eng mit Lübeck verbunden. Und hier fand sich zwischen den Toten der Hungersnot von 1316/17, die neben dem Heiligen-Geist-Hospital bestattet wurden, das besagte Pilgerzeichen mit der Heiligen Elisabeth und dem Heiligen Franziskus (Abb. 2). Es sind nur noch vier weitere Exemplare dieses Pilgerzeichen bekannt. Eins ist in Lund und drei sind in den Niederlanden gefunden worden.

Die Plakette ist sehr fragmentiert, aber das Motiv deutet auf den Wallfahrtsort Marburg, denn hier hatte Elisabeth ihr 1228 erbautes Hospital dem Heiligen Franziskus geweiht. Nach ihrem frühen Tod übernahm der Deutsche Orden das Hospital, und mit der Heiligensprechung Elisabeths im



Abb. 2 Mittelalterliches Pilgerzeichen, gefunden bei Bestattungen neben dem Heilig-Geist-Hospital. Dargestellt sind hier die Heilige Elisabeth und der Heilige Franziskus.

Jahre 1236 bekam das Hospital für die Betreiber eine spirituelle Wirkung. Und wie oben schon erwähnt, gibt es in Lübeck viele Bezüge zum Deutschen Orden und so wiederum zur Heiligen Elisabeth. Der Deutsche Orden war von den Lübeckern angerufen worden, als es zwischen dem Rat und dem Bischof bzw. dem Domkapitel um das erste Heiligen-Geist-Hospital Streitigkeiten gab. Der Orden wollte sich um die geistliche Versorgung des Hospitals kümmern. Und so findet sich im jetzigen Heiligen-Geist-Hospital ein Bilderzyklus aus der Zeit um 1440 mit 23 Tafeln, die das Leben der Heiligen darstellen. Und das Haus des Deutschen Ordens, das „godesritterhus“, das er bis 1466 besaß, lag in der Kleinen Burgstraße. Nicht weit davon, in der Altenfähre, schifften sich seit dem beginnenden 13. Jahrhundert die Ritter des Deutschen Ordens ein, um ins Baltikum zu gelangen. Dort errichteten sie am Fluss Nogat ihre Ordensburg, die Marienburg. Und hier wurde nun Jahrhunderte später das Lübecker Pilgerzeichen präsentiert.

Unter dem Titel „Stadt befreit. Wittelsbacher Gründerstädte“ wurde die Bayerische Landesausstellung 2020 im neu renovierten Schloss in Friedberg und im „FeuerHaus“ in Aibach konzipiert, wobei an letztgenanntem Ausstellungsort multimediale Inszenierungen und keine Originalexponate gezeigt wurden. Die Ausstellung erzählte, wie und wann Bayern zum Städteland wurde, denn das bis heute prägende System der bayerischen Städte und Märkte ist in einem relativ kurzen Zeitraum zwischen 1200 und 1300 entstanden. So sollte dokumentiert werden, wie die Wittelsbacher ab dem 12. Jahrhundert Städte wie Ingolstadt, Kehlheim, Straubing oder Landshut entwickelten.

Und in der ersten Abteilung dieser Ausstellung sollte „Lübeck als wohl bekannteste ‚Gründerstadt‘ nördlich der Alpen“ (Zitat aus der Bayerischen Anfrage) thematisiert werden, und mit Heinrich dem Löwen war ja auch eine enge Verbindung gegeben. Die bayerischen Kolleg:innen wollten gern Exponate ausleihen, um den kaufmännischen Charakter für die Frühzeit der Stadt zu belegen. So wünschten sie sich einen Schreibgriffel aus Bronze, dem ein Wachstäfelchen zur Verdeutlichung des Schreibvorganges beigegeben wurde. Ebenso wurden zwei Dreilagenkämme, die die Bedeutung des Handwerks für die Stadtgründung widerspiegelten, ausgestellt. Beide Exemplare stammen aus der Ausgrabung im Gründungsquartier zwischen Braun- und Alf-



Abb. 3 Tintenfass aus Rhinoceros-Horn, gefunden bei Ausgrabungen auf einem Grundstück in der Fischergroße, datiert auf 1585.

straße, die Bronzenieten, die die Einzelteile verbinden, sind gleichzeitig Zierelemente. Auch Bernsteinperlen wurden in der Ausstellung präsentiert, weil Bernstein einen wichtigen Rohstoff in der Frühzeit der Stadt darstellte. Die Bernsteinperlen waren ebenso Funde aus der Grabung im Gründungsquartier, wobei wir heute aber wissen, dass das Gewerbe der Paternosterer, der Bernstein dreher, die in der Frühzeit vor allem die Paternoster, also die Rosenkränze, aus diesem edlen Material herstellten, über die gesamte Stadt verteilt war. Auch auf dem östlichen Stadthügel, in der Hundestraße oder Huxstraße, hatten diese Handwerker ihre Werkstätten.

Die Summerschool des Zentrums für Kulturwissenschaftliche Forschung in Lübeck hatte im September 2020 das Thema „Massenhafte Briefe – Strukturen einer Kulturtechnik“. In einer Ausstellung sollte der kulturhistorische Abriss des Briefes in Hinblick auf Materialität dargestellt werden. Diese Ausstellung fand im Brahm-Institut statt. Die Idee war, alle mit dem ZKFL assoziierten Museen, Sammlungen und Archive der Hansestadt einzubeziehen, sie sollten jeweils 1-2 Schlüsselobjekte zur Verfügung stellen. So wurden aus dem Bereich Archäologie und Denkmalpflege ein Griffel aus Knochen ausgeliehen und ein Tintenfass aus dem Horn eines Nas-



Abb. 4 Wachstäfelchen aus der Lateinschule bei St. Jacobi. Heute im St. Annen-Museum.

horns bzw. aus Rhinoceros-Horn, wahrscheinlich eines indischen Exemplars (Abb. 3). Das Tintenfass kann sogar jahrgenau datiert werden, trägt es doch die (lateinische) Inschrift: Im Jahre des Herrn 1585 Olav Erici ... ist gekauft worden für 10 solidi – 21. Februar. Ein Wachstäfelchen, das eventuell ehemals mit dem Griffel beschrieben wurde, denn beide Exponate stammen aus der Lateinschule bei St. Jacobi, kam aus dem St. Annen-Museum (Abb. 4). So wurden für diese Ausstellung 30 Schlüsselobjekte aus über sieben Jahrhunderten zusammengetragen.

Die zweite Ausstellung in Lübeck fand im Europäischen Hansemuseum statt. Zu dem Thema „Störtebeker & Konsorten. Piraten der Hansezeit“ wurde aus dem Bereich Archäologie und Denkmalpflege ein Nierendolch ausgeliehen. In dieser Ausstellung wurde der Bogen geschlagen von den mittelalterlichen Piraten und Freibeutern, wenn sie denn welche waren, und der modernen Piraterie, die heute noch auf den Weltmeeren tobt.

Kataloge zu den Ausstellungen, in denen auch die Lübecker Funde erwähnt werden:

#### Marienburg

Sapientia aedificavit sibi domum – Mądrość zbudowała sobic dom ...Katalog wystawyw Muzeum Zamkowym w Malborku (Katalog des Museums Marienburg), Malbork 2019.

#### Bayern

Stadt befreit. Wittelsbacher Gründerstädte – Katalog zur Bayerischen Landesausstellung 2020, hrsgg. von Peter Wolf, Evamaria Brockhoff, Richard Fischer, Sarah Schormair und Marco Veronesi, Augsburg 2020.

#### Brahms-Institut

A Brief history. Katalog zur Ausstellung am Brahms-Institut an der Musikhochschule Lübeck (13. September - 17. Oktober 2020 in Kooperation mit dem Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck), hrsg. vom Brahms-Institut an der Musikhochschule Lübeck und dem Zentrum für Kulturwissenschaftliche Forschung Lübeck, München 2020.



## Eine frühneuzeitliche Töpferei in der Dankwartsgrube 38

Arne Voigtmann

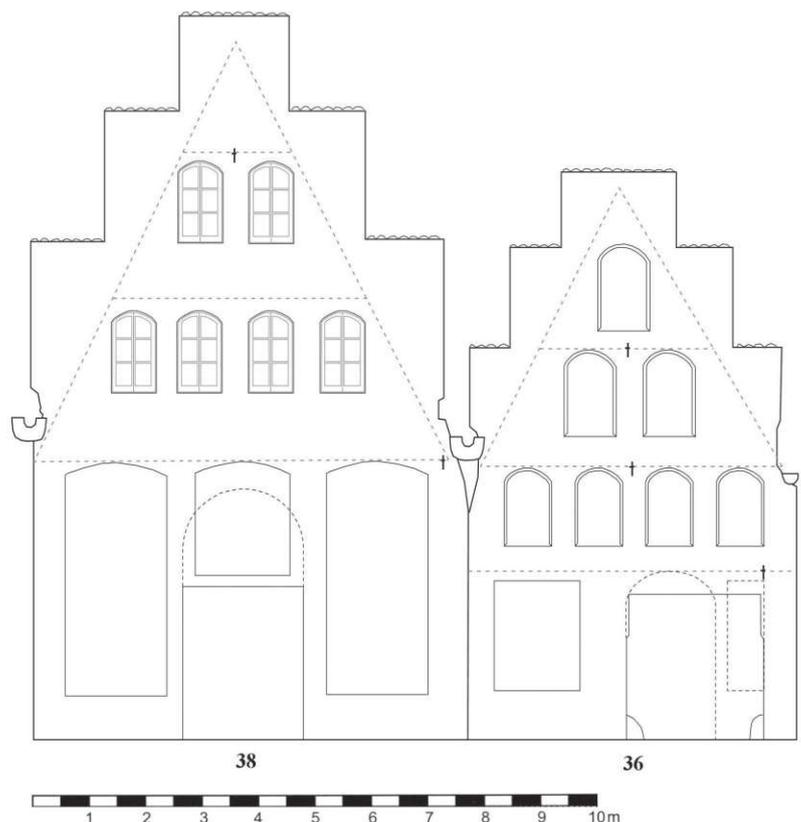
### Einleitung und Forschungsstand

Obwohl die Lübecker Stadtarchäologie eine lange Tradition hat, die bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg zurückreicht, wurden neuzeitliche Funde und Befunde bislang oft nur am Rande behandelt (Gläser 2012). Dies gilt auch für das bei weitem häufigste archäologische Fundgut, die Keramik. Nur wenige Arbeiten haben bislang auch frühneuzeitliche Keramik mit einbezogen, allerdings nur solche des frühen bis mittleren 16. Jahrhunderts. Hier wären insbesondere die Grabungen Hundestraße 9/11 (HL 1, Müller 1996), die Kloake der Fronerei auf dem Schranzen (HL 2, Schulz 1990), die Kloake Schlüsselbuden 6 / Alfstraße 1 (HL 70, Brabandt et al. 1993) und die Keramik aus den Auffüllungen des so genannten „Moor- oder Dreckwalls“ südlich des Holstentors zu nennen (Fdst.-Nr. 1256, Schmitt 1996).

Ulrich Drenkhahn hat zudem eine Lübecker Keramikchronologie des 12. bis 16. Jahrhunderts erarbeitet (Drenkhahn 2015). Dafür wertete er 28 Grabungen mit insgesamt 185.000 Keramikfragmenten aus, darunter auch die Funde zweier mittelalterlicher Töpfereien, die auf den heutigen Grundstücken Koberg 12-16 / Große Burgstraße 48 (HL 17, Ende 12. Jahrhundert) und Kleine Burgstraße 11 (HL 36) lagen.

Abb. 1 Die Treppengiebelhäuser Dankwartsgrube 38 und 36 (von links) wurden 1928/29 abgebrochen. Im linken Haus Nr. 38 befand sich im 17. Jahrhundert die Töpferei.

Die im Rahmen eines Dissertationsprojekts bis 2019 ausgewerteten Funde und Befunde einer Töpferei, die vom späten 16. bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts in der Dankwartsgrube 38 bestand (HL 100), schließen nahtlos an Drenkhahns Arbeit an. Die Arbeit soll eine Grundlage für die weitere Erforschung neuzeitlicher Keramik – besonders aus heimischer Produktion – bilden.



Anlass der Grabung war die geplante Sanierung des Hauses Dankwatsgrube 36/38, das 1928/29 anstelle zweier Kleinhäuser mit Renaissance-treppengiebeln (Abb. 1) auf dem ehemaligen Töpfereigrundstück Nr. 38 und dem östlich davon gelegenen ehemaligen Böttcherhaus Nr. 36 errichtet wurde. Bei der Anlage von Schürflöchern Ende 1988 traten bereits größere Mengen von Keramikfehlbränden zutage, ein erstes Indiz dafür, dass auf dem Grundstück Dankwatsgrube 38 in der frühen Neuzeit eine Töpferei bestanden hatte (Falk 1993, 52). Dies bestätigte sich dann bei der eigentlichen Grabung im Vorfeld der Sanierung, die mit Unterbrechungen von Februar 1993 bis Januar 1995 stattfand.

Mittig im Bereich der Erdgeschosshalle des heutigen Gebäudes Dankwatsgrube 36/38 wurde eine Fläche von insgesamt 100 m<sup>2</sup> bis in 1,30 m Tiefe untersucht und weitere Schnitte angelegt, die bis in 2,30 m Tiefe reichten (Abb. 2). Etwa die Hälfte des ehemaligen Vorderhauses Dankwatsgrube 38 und ein Drittel des Nachbarhauses Dankwatsgrube 36 sind so erfasst worden. Dabei konnten zahlreiche Befunde dokumentiert werden, die im Zusammenhang mit der Töpferei standen, insbesondere die Fundamente von drei Töpferöfen. Die trennende Brandmauer der bei-

den 1928 abgebrochenen Häuser war bis knapp unter das heutige Oberflächenniveau erhalten und erlaubte eine klare Zuordnung der Befunde und Funde zu den ursprünglichen Grundstücken.

Von Juni 1994 an wurden schließlich als letzte archäologische Maßnahme zwei Brunnenringe eingebracht, um auch die tieferen Schichten zu erfassen (Abb. 3). Diese ungewöhnliche Arbeitsmethode wurde auch in der Lokalpresse mit Interesse verfolgt (Benthien 1994). Brunnenring 1 lag im Straßenbereich und erbrachte wenig Spektakuläres, Brunnenring 2, der bis in eine Tiefe von -5,50 m NHN (ca. 8,00 m unter der Geländeoberkante) reichte, war hingegen deutlich ergiebiger. Hier zeigten sich in den tieferen Lagen Spuren der Landgewinnungsmaßnahmen aus der Frühzeit der Stadt in Form von mächtigen Auffüllschichten und Holzlagen.

## Die Baugeschichte

Aus Platzgründen soll an dieser Stelle ausschließlich auf die Befunde des ehemaligen Töpferhauses Dankwatsgrube 38 eingegangen werden, zumal diese weniger gestört waren als die auf dem Nachbargrundstück Nr. 36, auf dem bis ins 19. Jahrhundert Böttcher lebten und arbeiteten.



Abb. 2 Blick auf die komplett abgetiefte Grabungsfläche mit der zwischen den ehemaligen Häusern Dankwatsgrube 38 (im Hintergrund) und 36 (im Vordergrund) liegenden Brandmauer.

Periode I, die Zeit der Baulandgewinnung, wurde ausschließlich im zweiten Brunnenring erfasst. Wie auch an anderen Stellen des Altstadthügels ließ sich hier nachweisen, dass in der ständig von Hochwasser bedrohten Traveniederung im Südwesten und im Nordwesten, aber teils auch entlang der Wakenitz im Nordosten, im Schnitt bis zu 4 m starke Auffüllungen stattfanden. Hier wie auch an der Großen Petersgrube wurden diese Auffüllungen auf ein mindestens vier Lagen starkes Holzrost aus Eichen- und Erlenstämmen gesetzt. In der Großen Petersgrube konnten die Hölzer dendrochronologisch in die Zeit zwischen 1220 und 1250 datiert werden (Gläser 1992, 63). Zwei der Hölzer aus Brunnenring 2 in der Dankwartsgrube ließen sich auf um 1183 (+14/-6) und ein weiteres auf um 1216 (+12/-0) datieren. Da viele Hölzer Spuren von Zweitverwendungen (Zapfenlöcher u.ä.) aufwiesen, ließen sich die Auffüllungen nur grob in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts datieren.

Die erste schriftliche Erwähnung der Häuser Dankwartsgrube 36 und 38 erfolgte in den Jahren 1302 und 1304. Erster Besitzer des späteren Töpfereigrundstücks Nr. 38 war ein Volkwin Doleator. Da „doleator“ die lateinische Bezeichnung für einen Fassbinder oder Böttcher ist und

bis weit in die Neuzeit knapp die Hälfte der Bewohner der Dankwartsgrube diesem Beruf nachgingen, darf man davon ausgehen, dass der damalige Besitzer des Hauses hier auch lebte und arbeitete. Im 14. und 15. Jahrhundert gehörte das Grundstück zeitweise Ratsmitgliedern, die es sicher nur vermieteten und nicht selbst bewohnten, und einem Knochenhauer.

Periode II markiert die Holzbauphase Mitte des 13. Jahrhunderts, die in Brunnenring 2 durch den Wandständer eines Holzständerbaus nachgewiesen werden konnte. Die Dendroproben ergaben nur eine grobe Datierung um / nach 1114 bzw. um / nach 1188.

In Periode III und IV begann die Versteinerung der Stadt und auch der Grundstücke in der Dankwartsgrube. Diese erfolgte nach den beiden großen Stadtbränden von 1251 und 1276, nach denen von der Stadt die Steinbauweise mit gemeinsamen Brandwänden vorgeschrieben wurde. Die zwischen Dankwartsgrube 36 und 38 ergrabene Brandmauer stammte wahrscheinlich ebenso wie die freigelegten Ansätze der Rückgiebel im Kern noch aus dem späten 13. Jahrhundert. Mehrere Wandnischen und ein etwa mittig liegender, vermutlich von beiden



Abb. 3 Abtiefung von Brunnenring 2 mithilfe von Betonringen. Damit konnte bis in eine Tiefe von 8 m vorgedrungen werden.

Grundstücken genutzter Schornsteinschacht, gliederten die Brandmauer. Der älteste erhaltene Backsteinfußboden auf Grundstück Nr. 36 lag auf -0,50 m NHN, also etwa 3,20 m unter der heutigen Geländeoberfläche. Auf dem Töpferei-grundstück Nr. 38 befand sich der tiefste Fußboden auf +0,70 m NHN, sicher vorhandene tiefer liegende Laufniveaus wurden hier nicht erfasst. Inklusiv des heutigen Fußbodens ließen sich auf dem Grundstück Dankwartsgrube 38 dennoch mindestens zehn Laufhorizonte nachweisen.

Dieses im Laufe der Jahrhunderte erfolgte „Hochwohnen“, das hier zwischen dem Spätmittelalter und dem Jahr 1928/29 zu einer Erhöhung um ca. 2 m führte (Abb. 4), ist auf vielen Grundstücken in der Altstadt nachweisbar, insbesonde-

re in den tieferliegenden Bereichen mit hohem Grundwasserstand. Da sich der Meeresspiegel und somit auch das Niveau der Trave seit dem Mittelalter nur wenig erhöht haben, dürfte der Anstieg des Grundwassers eher auf die Binnenverdichtung innerhalb der Stadt zurückzuführen sein.

Periode V a zeigte einen deutlichen Einschnitt. Zum einen lagen zwischen dem neuen Dielenpflaster und dem vorigen knapp 40 cm Höhenunterschied, und zum anderen schien eine Brandschicht eingelagert zu sein, die den Schluss nahelegt, dass das alte Haus abgebrannt war und teilweise neu errichtet wurde. Dabei blieben die Brandmauern zu den Nachbarhäusern, aber offenbar auch der Rückgiebel (oder zumin-

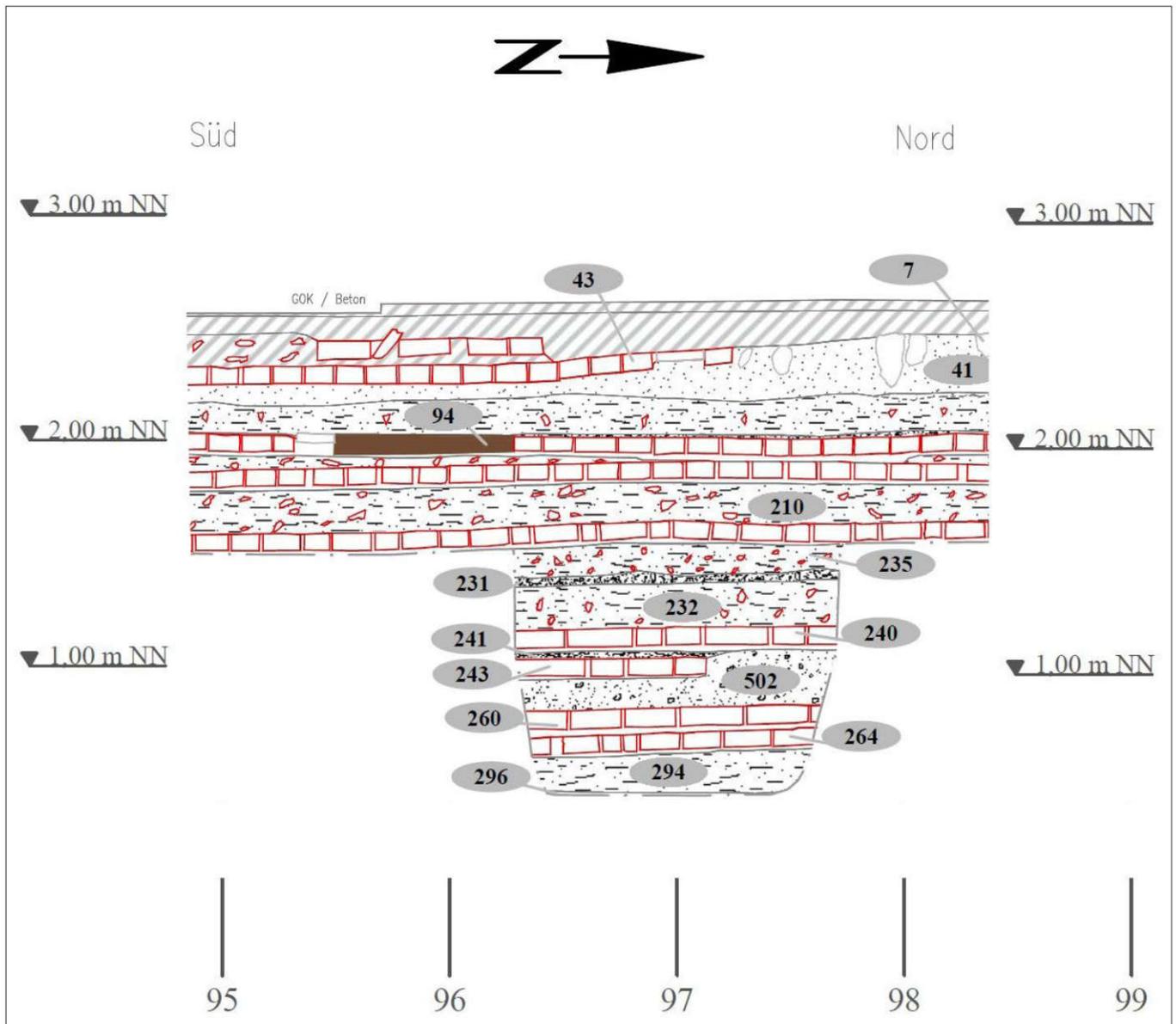


Abb. 4 Der Ausschnitt des Westprofils der Grabung (HL 100, A 1, P 12) zeigt, wie stark das Niveau im Laufe der Jahrhunderte erhöht wurde. Jede Fußbodenlage markiert eine Umbauphase.



Abb. 5 Große Mengen an Fehlbränden (Bef. 130) in der Verfüllung einer Wandnische.

dest dessen untere Partien) erhalten, der Neubau hatte also die gleichen Dimensionen wie sein Vorgänger. Ein Fassadenfoto des frühen 20. Jahrhunderts zeigt ein typisches Dielenhaus im Stil der Spätrenaissance (Christensen 2006, Abb. 433), wodurch der Neubau um 1600 datieren dürfte.

Für diese Periode ließ sich auch erstmals der Grundriss annähernd rekonstruieren. Während der Großteil des Vorderhauses ungeteilt war und als Dielenraum zum Kochen und Arbeiten diente, war in der Südostecke eine Dornse abgeteilt, die nur etwas mehr als ein Drittel der Gebäudebreite und ebenso viel der Tiefe einnahm. Die Diele war mit quadratischen Backsteinfliesen ausgelegt, die erst im 16. Jahrhundert üblich wurden, wobei der Küchenbereich hinter der Dornse mehrfach ausgeflickt und erneuert worden war und starke Rußspuren zeigte. Möglicherweise stand hier der erste Töpferofen, von dem sonst keine Reste erhalten waren. Dass in dieser Periode bereits eine Töpferei auf dem Grundstück existierte, zeigten die großen Mengen an Fehlbränden in der über dem Dielenpflaster liegenden Planierschicht (Befund 210, 11.373 Keramik-

fragmente, davon 25,6 % mit Fehlbrandspuren), auf die das nächstjüngere Dielenpflaster gesetzt wurde, sowie die Fehlbrände, die in einer Wandnische lagen (Befund 130, Abb. 5).

Die folgende Periode V b, in das erste Viertel des 17. Jahrhunderts zu datieren, brachte eine abermalige Erhöhung des Fußbodens um 20 cm und eine Erneuerung der Dornse mit sich. Aus dieser Periode hatte sich außerdem der nahezu vollständige Grundriss (lediglich die Nordwestecke war durch ein Betonfundament des Neubaus von 1928/29 gestört) eines Töpferofens erhalten (im Folgenden Töpferofen 1 genannt, Abb. 6). Dieser Ofen war längsoval in Nord-Süd-Richtung orientiert, 4,15 m lang und 2,45 m breit und bestand ehemals aus einer Backsteinkuppel, von der außer dem Fußbodenpflaster lediglich ein bis zwei Fundamentlagen erhalten waren. Den Rußspuren auf dem Pflaster nach zu urteilen, lag am Nordende die Feuerung und in den südlichen zwei Dritteln die eigentliche Brennkammer. Es handelte sich also um einen sogenannten liegenden Ofen, bei dem Feuerung und Brennkammer hinter- statt übereinander angeordnet waren.



Abb. 6 Blick von Süden auf den liegenden Töpferofen 1. Zu erkennen sind die in Längsrichtung verlaufenden Rußspuren, welche die ehemals aufgesetzten Feuerungskanäle andeuten (mittig und entlang der ehemaligen Innenwände des Ofens).

Längliche Rußspuren entlang der Innenwände und der Mitte des Ofens deuteten ehemals aufgesetzte Feuerungskanäle an, welche die Hitze innerhalb des Ofens besser verteilen sollten. Ursprünglich waren die Feuerungs- und die Brennkammer sicher durch eine dünne Backsteinmauer getrennt. Davon hatte sich jedoch nichts erhalten.

Periode VI a war offenbar eine kurze Zwischenphase, für die sich kein Töpferofen nachweisen ließ. Allerdings gab es erneut eine Erhöhung des Fußbodenniveaus samt Erneuerung der Dornse.

In Periode VI b wurde auf das Dielenpflaster aus Periode VI a ein neuer Töpferofen (im Folgenden als Töpferofen 2 bezeichnet) aufgesetzt. Dieser hatte ähnliche Dimensionen wie sein Vorgänger und war gleichartig konstruiert. Einziger Unterschied war, dass die Feuerungskanäle nicht aufgesetzt, sondern in das Pflaster des Ofenbodens eingelassen waren.

Da die Funde aus der Planierschicht oberhalb des älteren Töpferofens vielfach überhitzt und deformiert waren, woraus sich schließen lässt, dass der Ofen Probleme mit einer gleichmäßi-

gen Temperaturführung hatte, besteht die Vermutung, dass das Problem mit dieser kleinen Konstruktionsänderung behoben werden sollte. Offenbar mit Erfolg, denn das Fundmaterial oberhalb des jüngeren Töpferofens wies deutlich weniger Überhitzungsspuren auf.

Periode VI c markierte die letzte Phase der Töpferei. Der zweite Töpferofen wurde abgebrochen und durch einen deutlich kleineren stehenden Ofen ersetzt (Töpferofen 3). Von diesem hatten sich lediglich einige Fundamentlagen der Feuerung erhalten. Da in ihrer Verfüllung Schrühbrände (also unglasierte Keramik) von Ofenkacheln zu finden waren, versuchte man in dem Ofen offenbar (erfolglos?), weiß glasierte Fayencekacheln herzustellen, wie sie ab etwa 1650 in Lüneburg und im weiteren Verlauf des 17. und 18. Jahrhunderts im ganzen norddeutschen Raum hergestellt wurden.

Periode VII und VIII umfassten jüngere Umbauten sowie den Abbruch und Neubau des Hauses in den Jahren 1928/29.

## Das Fundmaterial

Von den insgesamt 55.812 Keramikfragmenten der Grabung HL 100, die im Rahmen der Dissertation ausgewertet wurden, stammten 50.963 aus den zehn relevanten Abfallschichten der Töpferei mit Fehlbränden, also 90 Prozent der gesamten Keramikfunde der Grabung. Die beiden ältesten Schichten 232 und 229 datierten in die Zeit um 1600 (Periode IV und V a), wobei aufgrund des geringen Fehlbrandanteils unklar war, ob zu dieser Zeit tatsächlich schon eine Töpferei bestand. Die nächstjüngeren Schichten 130 und 210 datierten in die Zeit kurz nach 1600 (Periode V a, älter als Töpferofen 1), die nächsten drei Schichten 66, 125 und 175 in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts (Periode V b, Nutzungsphase von Töpferofen 1), Schicht 26/31 und 120 in die Mitte des 17. Jahrhunderts (Periode VI b, Töpferofen 2) und die jüngste Schicht 27 in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts (Periode VI c, Töpferofen 3). Die Funde aus den jüngeren Perioden des 18. bis 20. Jahrhunderts wiesen keine Fehlbrände mehr auf. Spätestens um 1700, nach maximal hundert Jahren, wurde die Töpferei also aufgegeben.

Die Töpferei in der Dankwärtsgrube produzierte wie auch die übrigen Lübecker Töpfereien ausschließlich Irdenware, also Keramik, die bei relativ niedrigen Temperaturen von 800-1050°C gebrannt wird. Für die Produktion von Steinzeug eignen sich die im Lübecker Raum anstehenden Tone auch nicht, wie die zahlreichen überhitzten

Fehlbrände der Töpferei zeigten, die in der Regel auch Deformierungen aufwiesen (Abb. 7). Zum großen Teil wurde der bei oxidierendem Brand (also mit Sauerstoffzufuhr) rot brennende, kalkarme Ton aus den oberen Lagerschichten verwendet, teils auch der darunterliegende, kalkhaltigere Ton, der sich durch den Brand gelb bis hellrot verfärbt. Den Töpfern der Töpferei Dankwärtsgrube 38 war dabei stets bewusst, mit welchem Ton sie arbeiteten, da die Farbe der Glasur auf die Farbe des Scherbens abgestimmt wurde. Bei hellrot brennendem Ton wurde zusätzlich eine Engobe aus weißgelbem dünnflüssigem Tonschlicker aufgetragen.

Überwiegend wurde auf der Innenseite monochrom glasiertes Tisch- und Kochgeschirr hergestellt. Die Glasur diente in erster Linie der Abdichtung des Gefäßes, hatte aber natürlich auch dekorativen Charakter.

Die mit weitem Abstand häufigste Gefäßform, die in der Töpferei produziert wurde, waren Grapen (Tafel 1.1-1.2). Ihnen waren 64,1 % aller Gefäße mit bestimmbarer Form zuzurechnen, Teller und Schüsseln folgten mit zusammen 26,5 % erst weit dahinter. Alle übrigen Gefäßformen machten zusammen unter 10 % aus. Grapen sind Dreibeintöpfe, die sich im 14./15. Jahrhundert direkt aus dem mittelalterlichen Kugeltopf entwickelt haben, worauf auch der nach wie vor meist kugelförmige oder zumindest abgerundete Boden hinweist. Im Gegensatz zu Kugeltöpfen ohne Standfüße hatten Grapen den Vorteil, dass sie auch auf einer offenen Feuerstelle einen besseren Stand hatten, wenn man sie direkt in die Glut stellte.

Nahezu alle Grapen der Töpferei Dankwärtsgrube besaßen einen bis zu 12,6 cm langen Stielgriff (oft auch Tüllengriff genannt, da er im Inneren meist hohl war), Henkelgriffe kamen hingegen nur vereinzelt vor. 80 % der Grapen hatten einen so genannten Dornrand, der sich dadurch auszeichnet, dass auf der Außenseite unterhalb des Randes ein oder mehrere Riefen um das Gefäß herumlaufen. Die Bezeichnung Dornrand rührt daher, dass diese Riefen im Querschnitt dornartig ausgezogen wirken (Tafel 1.2).



Abb. 7 Durch Überhitzung völlig deformierter und zu grauem Faststeinzeug gebrannter Grapen.

Diese Randform war so sehr mit den Grapen verbunden, dass nur 2 % der Dornränder zu anderen Gefäßformen gehörten. 90,5 % der Grapen bestanden aus roter Irdenware, der Rest überwiegend aus grauem Faststeinzeug (durch Überhitzung entstanden). Da nur 1,4 % von ihnen aus gelber und hellroter Irdenware gefertigt waren, kann man ziemlich sicher sagen, dass bei Grapen eindeutig rot brennender Ton favorisiert wurde.

Eine zeitliche Entwicklung ließ sich bei den Grapen aus den Abfallschichten der Töpferei nicht erkennen, weder im Hinblick auf die Randformen, noch auf die Gefäßgrößen oder Glasurfarben. Einzig die unterschiedliche Ausarbeitung der Spitzen der Grapengriffe, die sich in 38 verschiedene Typen einteilen ließen, ließ bei einigen wenigen Typen eine klare Entwicklung erkennen. Allerdings müssen weitere frühneuzeitliche Fundkomplexe aus Lübeck ausgewertet werden, bevor daraus eine allgemeine Tendenz abgeleitet werden kann.

Die zweithäufigste Gefäßform, die in der Töpferei produziert wurde, machten mit 26,5 % die Teller und Schüsseln (Tafel 1.3-1.4) aus. Der Unterschied zwischen flachen Tellern und tiefen Schüsseln besteht im Verhältnis zwischen Höhe und Randdurchmesser. Teller werden als Gefäße mit geringer Höhe und großem Randdurchmesser definiert, bei denen der Durchmesser dem vier- bis fünfzehnfachen der Höhe entspricht (Tafel 1.3). Bei Schüsseln hingegen beträgt der Durchmesser nur das zwei- bis vierfache der Gefäßhöhe (Tafel 1.4). Da sich nur bei zehn Tellern und 27 Schüsseln das gesamte Profil rekonstruieren ließ, musste bei den meisten Tellern und Schüsseln anhand von Analogien (Randform, Wandung flach oder steil ansteigend) geschätzt werden, um welche Gefäßform es sich handelte. Sonst konnten die Scherben nur allgemein als „Teller / Schüs-

seln“ angesprochen werden. Insgesamt ließen sich 1,3 % aller bestimmbarer Gefäßfragmente den Tellern und 2 % den Schüsseln zuordnen.

In Lübecker Fundkomplexen treten Teller und Schüsseln aus Irdenware erst im 15. Jahrhundert in größerer Zahl auf, mit Ausnahme kleiner Schüsseln aus so genannter Harter Grauware, die schon um 1200 bekannt waren. Vermutlich wurde Essgeschirr im Mittelalter deutlich häufiger aus Holz hergestellt als in der Neuzeit, so wie sich die Esskultur ab der Renaissancezeit generell stärker diversifizierte. So nahmen in den jüngeren Abfallschichten der Töpferei ab Periode V b (1. Hälfte des 17. Jahrhunderts) auch die aufwändiger verzierten Teller und Schüsseln mit Malhorndekor deutlich zu. In den ältesten beiden Schichten (um 1600) traten sie nur ganz vereinzelt auf, machten in Periode V b aber 36,7 % aller Teller und Schüsseln aus.

Malhorndekor wird mit einem so genannten Malhorn (dies konnte aus Keramik bestehen oder auch aus einem echten Rinder- oder Ziegenhorn mit abgesägter Spitze) aufgetragen, meist auf der Innenseite des Gefäßes. Es besteht aus dünnflüssigem, weiß, grün oder rotbraun ge-



Abb. 8 Teller mit Malhorndekor.

färbtem Tonschlicker, mit dem Spiralen, Wellenlinien oder auch abstrahierte Tier- (Abb. 8) oder Menschendarstellungen aufgemalt werden. Der Ursprung dürfte um 1580 im Weser- und Werra-Raum liegen. Ab etwa 1600 wurde Keramik mit Malhorndekor nicht nur importiert, sondern auch an vielen Orten (in Norddeutschland beispielsweise in Lüneburg und Husum, s. Kröll 2012 und Witte 2014) imitiert. Die Töpferei in der Dankwartsgrube, in deren jüngeren Schichten die Malhornware bis zu 8,5 % der gesamten Produktionsabfälle ausmachte, war also offenbar modernen Trends gegenüber aufgeschlossen.

Im Gegensatz zu den Grapen, bei denen die rote Irdenware vorherrschte, wurden bei Tellern und Schüsseln gelbe (36 %) und hellrote Warenarten (32,6 %) bevorzugt. Lediglich die Malhornware bestand fast ausschließlich aus roter Irdenware, vermutlich, weil sich helle Bemalungen, bei denen dunkelgrüne und rotbraune Partien lediglich zur Akzentuierung dienten (zum Beispiel von Blütenblättern oder bei den Augen von Tieren), darauf kontrastreicher abzeichneten.

Neben den Grapen, Tellern und Schüsseln wurden auch speziellere Gefäßformen hergestellt, jedoch in deutlich geringerem Umfang. So machten Glutgefäße in Form von Töpfen mit Standboden und durchlochenden Wandungen, die als transportierbare Wärmequelle dienten, nur 1,4 % aller bestimmbarer Gefäßformen aus und Pfannen, die den Grapen ähnelten, aber deutlich flacher waren, 1,9 %: Auch Spardosen, die gänzlich geschlossen waren und lediglich einen Münzschlitz aufwiesen, kamen mit einem Anteil von 0,4 % relativ häufig vor.

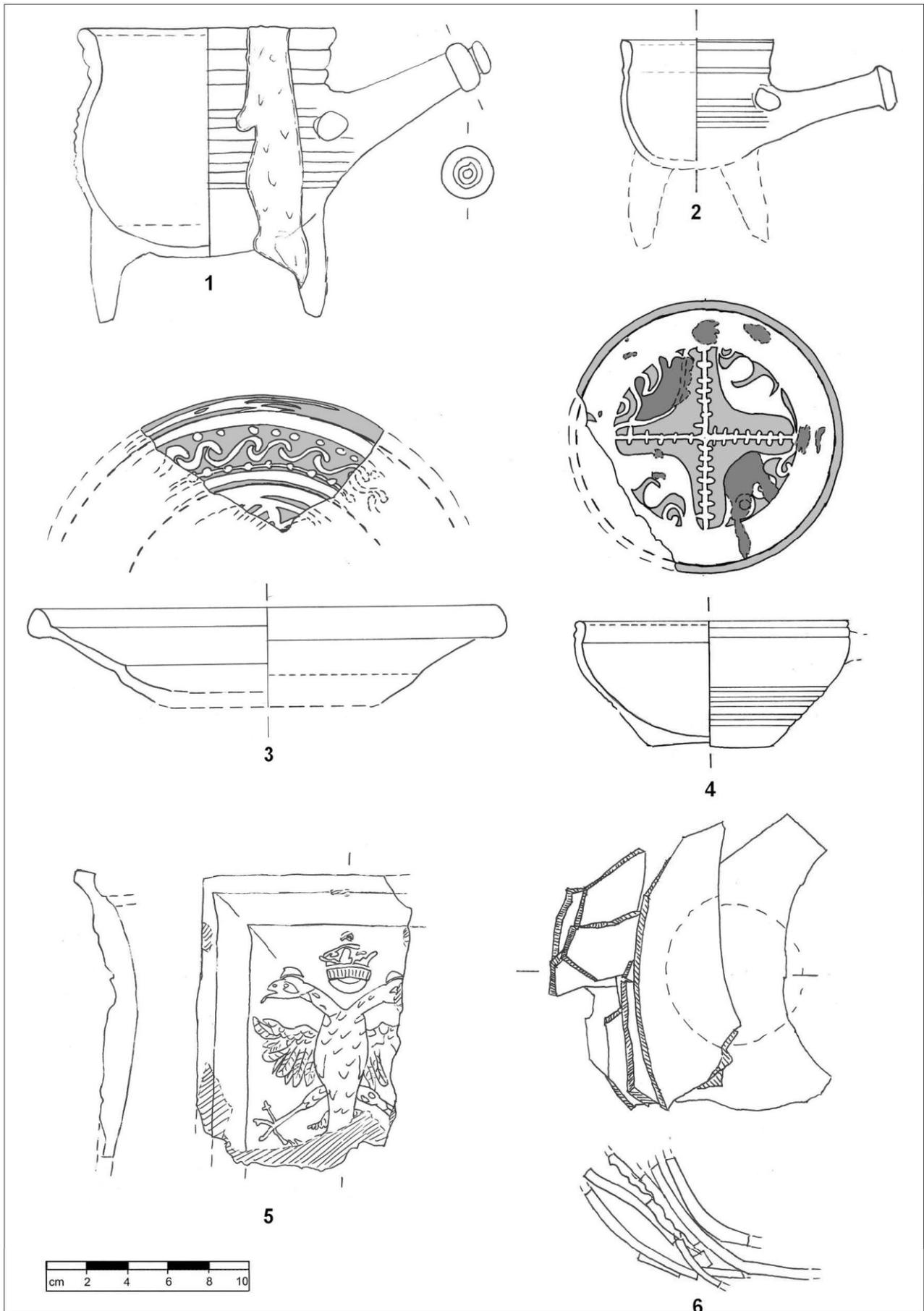
Nur einzelne und oft deutlich unterschiedlich aussehende Exemplare fanden sich von Kerzenständern, Fettfängern (flachen tablettartigen Gefäßen zum Auffangen von Bratfett), Durchschlägen, Bechern sowie Deckeln, die auf Grapen oder Glutgefäßen Verwendung fanden. Bei vielen dieser Einzelexemplare war nicht klar, ob sie tatsächlich in der Töpferei hergestellt wurden oder möglicherweise nur zum Haushalt des Töpfers gehörten.

Besondere Erwähnung sollten zuletzt noch die dickwandigen Töpfe finden, die als Brennhilfe eingesetzt wurden. Sie machten insgesamt 4,4 % aller bestimmbarer Gefäße aus, in der zweitjüngsten Schicht 120 sogar knapp drei Viertel,

wahrscheinlich, weil nach Aufgabe der Töpferei die nun nicht mehr benötigten Werkzeuge und Hilfsmittel entsorgt wurden. Die dickwandigen Töpfe, die oft nur einen rudimentären oder gar keinen Boden aufwiesen, zeichneten sich durch ihre grobe Verarbeitung aus und wiesen starke Spuren von Überhitzung, Deformierungen und zahlreiche Glasurflecken auf, was darauf hindeutet, dass sie mehrfach verwendet wurden. In erster Linie dienten sie dazu, flache Gefäße wie Teller und Schüsseln aber auch Ofenkacheln hochkant im Ofen zu platzieren, damit sie nur wenige Kontaktpunkte mit dem Ofen oder anderen Gefäßen hatten. Bei Grapen, die auf den Füßen stehend gebrannt werden konnten, ergab sich dies auch ohne Brennhilfe. Dass solche Brennhilfen nötig waren, zeigt ein Konglomerat aus Bruchstücken von mindestens sechs Tellern und Schüsseln (Tafel 1.6), die ohne Brennhilfe ineinander gestapelt wurden und deswegen untrennbar miteinander verbacken waren.

Neben Gefäßen wurden in der Töpferei Dankwartsgrube 38 auch Ofenkacheln hergestellt. Dies belegten nicht nur Fehlbrände, sondern vor allem auch die Bruchstücke von insgesamt 96 verschiedenen Modellen, von denen die Reliefs für die Kacheln abgeformt wurden. Die meist aufwändig gestalteten Motive wurden sicher nicht in Lübeck hergestellt, sondern von so genannten Formschneidern in hölzerne Patrizen geschnitten, von denen dann die tönernen Matrizen abgeformt wurden. Diese wurden weit gehandelt, so fanden sich einige der Motive der Ofenkacheln aus der Töpferei Dankwartsgrube auch im österreichischen Grafenegg, in Hildesheim oder im ostwestfälischen Lemgo (Hallenkamp-Lumpe 2006, Tafel 30). Es gab auch Überschneidungen mit Altfunden aus Lübeck. So wurden bereits Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts Modelle auf den Grundstücken Fischergrube 15 und Marlesgrube 20 gefunden (Strauss 1972, 59ff.; Harnack 2018).

Zwar machten die 1.465 Ofenkachelfragmente neben der Gefäßkeramik nur einen relativ geringen Anteil der Produktion der Töpferei aus, waren aber der mit Abstand größte Fundkomplex von Renaissancekacheln in Lübeck. Es gab religiöse und allegorische Motive, Herrscherporträts, Wappen (Tafel 1.5) und ornamentale Muster sowie einige bislang unbekanntes, teils wohl in der Töpferei selbst hergestellte, aber deutlich schlichter ausgearbeitete Motive.



Tafel 1 Grapen (1: Kat.-Nr. 84, 2: 2312), Teller (3: 4262), Schüssel (4: 3841), Ofenkachel (5: OFK31), Fehlbrände (6: 2053)

## Literatur

Benthien 1994

U. Benthien, Archäologen gehen in der Dankwartsgrube mit ungewöhnlicher Methode vor: Grabung in der Röhre, in: Lübecker Nachrichten, 28.09.1994.

Brabandt et al. 1993

J. Brabandt, H. Brandenburg, U. Buchhop-Kolbow u.a., Spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramik aus einer Kloake auf dem Grundstück Schüsselbuden 6 / Alfstraße 1 in Lübeck, in: G. P. Fehring (Hrsg.), Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 23 (Bonn 1993), 219-276.

Christensen 2006

M. Christensen. Kleinhäuser in Lübeck. Zur Bau- und Sozialstruktur der Hansestadt. Die Stadt der Handwerker und Gewerbetreibenden. Häuser und Höfe in Lübeck 5 (Neumünster 2006).

Drenkhahn 2015

U. Drenkhahn, Die Lübecker Keramikchronologie vom 12. bis zum 16. Jahrhundert. M. Gläser (Hrsg.), Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte 29 (Rahden/Westf. 2015).

Falk 1993

A. Falk, Ausgrabung eines Töpferofens der frühen Neuzeit in Lübeck, in: Archäologische Nachrichten aus Schleswig-Holstein 4/5, (Schleswig 1993/94), 52-55.

Gläser 1992

M. Gläser, Die Ausgrabungen in der Großen Petersgrube zu Lübeck. Befunde und Funde, in: G. P. Fehring (Hrsg.), Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 18 (Bonn 1992), 41-185.

Gläser 2012

M. Gläser, Neuzeitarchäologie in Lübeck – Eine kritische Reflexion, in: U. Müller (Hrsg.), Neue Zeiten. Stand und Perspektiven der Neuzeitarchäologie in Norddeutschland. Universitätsforschungen zur prähistorischen Archäologie 213 (Bonn 2012), 73-83.

Hallenkamp-Lumpe 2006

J. Hallenkamp-Lumpe, Studien zur Ofenkeramik des 12. bis 17. Jahrhunderts anhand von Bodenfunden aus Westfalen-Lippe. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen 42 (Mainz 2006).

Harnack 2018

R. Harnack, Ofenkacheln aus der Lübecker Altstadt. Archäologische Funde des 12. bis 17. Jahrhunderts,

in: M. Schneider (Hrsg.), Lübecker Schriften zu Archäologie und Kulturgeschichte 32 (Rahden/Westf. 2018), 159-252.

Heege 2007

A. Heege, Töpferöfen – Pottery kilns – Four de potiers. Die Erforschung frühmittelalterlicher bis neuzeitlicher Töpferöfen (6.–20. Jh.) in Belgien, den Niederlanden, Deutschland, Österreich und der Schweiz. Basler Hefte zur Archäologie 4 (Basel 2007).

Kröll 2012

K. Kröll, Die frühneuzeitliche Gefäßkeramik der Lüneburger Töpferei „Auf der Altstadt 29“. Archäologie und Bauforschung in Lüneburg 8 (Rahden/Westf. 2012).

Müller 1996

U. Müller, Die Keramikfunde der archäologischen Untersuchungen im Handwerkerviertel zu Lübeck, Hundestraße 9-11, in: G. P. Fehring (Hrsg.), Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 24 (Bonn 1996), 215-263.

Schmitt 1996

G. Schmitt, Der frühneuzeitliche „Moor- oder Dreckwall“ von 1554 bis 1560 in Lübeck, in: G. P. Fehring (Hrsg.), Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 24 (Bonn 1996), 265-308.

Schulz 1990

C. Schulz, Keramik des 14. bis 16. Jahrhunderts aus der Fronerei in Lübeck, in: G. P. Fehring (Hrsg.), Lübecker Schriften zur Archäologie und Kulturgeschichte 19 (Bonn 1990), 163-264.

Strauss 1972

K. Strauss, Die Kachelkunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Skandinavien, II. Teil (Basel 1972).

Thier 1993

B. Thier, Die spätmittelalterliche und neuzeitliche Keramik des Elbe-Weser-Mündungsgebietes. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte der Keramik. Probleme der Küstenforschung 20 (Oldenburg 1993).

Witte 2014

F. Witte, Bemalte Teller im Garten. Eine Töpferei der Renaissance in Husum (Husum 2014).

Bildnachweis:

Fotos und Abbildungen: Hansestadt Lübeck, Bereich Archäologie und Denkmalpflege

Historische Fotos: Hansestadt Lübeck, Fotoarchiv St. Annen-Museum

Historische Abbildungen: Archiv der Hansestadt Lübeck

S. 14, 60 ©Geoportal Hansestadt Lübeck, ©Aerowest

S. 80, 82, 122, 124 ©Geoportal Hansestadt Lübeck

S. 107 ©LVerGeo SH

S. 109 Christian Finzel

S. 147, 156 Arne Voigtmann